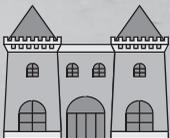


Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V.



Rundbrief 2019 • 30. Jahrgang • 2,50 €

Inhalt

Editorial	3	Cilly Keller, Reinhardt Silbermann Willi Bredel - zurück am Ebro	39
Hans-Kai Möller Wilhelm Kaisen: Eine Arbeiterjugend in Alsterdorf	4	Herbert Schneider Buchrezensionen Feuchtwanger, Stalingrad und Bredel	43
Jörg Schilling Anlage und Bauten der Evangelischen Stiftung Alsterdorf von 1863 bis 2018	10	Barbara Leisner Buchbesprechung DenkMal Friedhof Ohlsdorf	48
Herbert Schneider Als der S.C. Sperber der „Kleine HSV“ war	12	Hans Matthaei Neuerscheinung Die Strafanstalten in Fuhlsbüttel	49
Herbert Schneider Die andere Zeitung – Linkssozialismus in Alsterdorf	14	Holger Tillicki Das vergessene Lager Buchvorstellung im Infozentrum Zwangsarbeit	54
Hans-Kai Möller Mutiger Sozialist und konsequenter Kriegs- gegner: Fiete Peter (1894-1918)	16	Holger Schultze Buchrezension Das vergessene Lager	55
Herbert Schneider Die 26. Fuhlsbüttler Filmtage und die Novemberrevolution 1918/19	21	Holger Schultze „C'est la guerre, il n'y a pas d'ècole!“ Ein Leidensweg beginnt	57
Hans-Kai Möller Novemberrevolution 1918/19 in Hamburg: Eine Nachlese Solidarität mit den Opfern der Konterrevolu- tion in Berlin und München	21	Gudrun Schulze-Struck Ausstellungseröffnung „Nachkriegsnut- zung der Zwangsarbeiterunterkünfte“	60
Holger Tillicki Neuen Perspektiven auf die Hamburger Kolonialzeit	26	René Senenکو Gedanken zu Ludwig Baumanns Tod (1921–2018)	61
Uwe Leps Das Stadthaus: Zentrale des NS-Terrors in Hamburg	30	Herbert Schneider Nachruf auf Prof. Dr. Rolf Richter	63
Hans-Kai Möller Friedhof Ohlsdorf, 13.3.1959: Vor 60 Jahren wurde Erich („Vatti“) Hoff- mann beigesetzt	33	Leserreaktionen	64
		Aufnahmeantrag	66
		Impressum	67

Titelbild:

Der Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen (1887-1979) holt seinen ehemaligen Lehrer August Wachtmann, rechts, mit einem Dienstwagen zu einer Wiedersehensfeier in der Schule Alsterdorfer Straße 420 ab. Im Hintergrund: Häuser der Gartenstadt-Siedlung und die U-Bahn-Brücke über die Hindenburgstraße nahe der Station „Alsterdorf“, 2.11.1950. Foto: Sammlung Carl-D. Wachtmann.

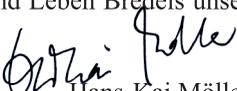
Editorial

Schwerpunkt dieses Hefes ist unser (Fuhlsbüttels) Nachbarstadtteil Alsterdorf, der vor 800 Jahren als „Alsterthorpe“ erstmals urkundlich erwähnt wurde. Dieses Jubiläum wird mit einem umfangreichen Programm gefeiert. Da man zu solch einer Feier ja nicht mit leeren Händen erscheint, bringen wir diesen Rundbrief mit.

Weit über die Grenzen Hamburgs hinaus, zu dem Alsterdorf seit 1803 gehörte, wurde der Stadtteil durch die 1860 gegründeten „Alsterdorfer Anstalten“, heute „Evangelische Stiftung Alsterdorf“, bekannt. Unser Gastautor Dr. Jörg Schilling berichtet über ihre Baugeschichte. Der wohl berühmteste Alsterdorfer, der spätere sozialdemokratische Bremer Bürgermeister Wilhelm Kaisen, ist ein Glücksfall für die Nachwelt: Er beschrieb 1967 in seinen Lebenserinnerungen ausführlich seine Kindheit und Jugend in Alsterdorf Ende des neunzehnten, Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts. Hans-Kai Möller hat dieses wichtige Kapitel Arbeiter- und Sozialgeschichte aufbereitet und teilweise ergänzt. Eng mit der Arbeiterbewegung verbunden war auch „Die andere Zeitung“, ein kritisches überregionales Wochenblatt, das von 1963 bis 1969 seinen Redaktionssitz im Heilholtkamp 39 hatte. Was wäre Alsterdorf ohne den SC Sperber? Herbert Schneider erinnert an ruhmreiche Zeiten dieses Traditionsclubs als drei ehemalige Mitglieder der HSV-Meistermannschaft von 1960 für die „Raubvögel“ kicken.

Mit dem Schwerpunktthema unseres letzten Rundbriefes „Novemberrevolution in Hamburg“ hatten wir eine erfreuliche Resonanz: So verkaufte das Museum für Hamburgische Geschichte allein 150 Exemplare in seinem Museumsshop. Da das Interesse an diesem Thema nach wie vor groß ist, bieten wir in dieser Ausgabe eine kleine Nachlese an: Forschungsergebnisse aus dem Staatsarchiv zu Bredels Jugendgenossen Fiete Peter, einen Beitrag über riesige Solidaritätsdemonstrationen in Hamburg und eine Rückschau auf die „revolutionären“ Filmtage. An einen engen Freund und Kollegen Willi Bredels, den Hamburger Bürgerschaftsabgeordneten Erich („Vatti“) Hoffmann, erinnern wir anlässlich seiner Beisetzung auf dem Friedhof Ohlsdorf vor 60 Jahren. Der Friedhof ist auch das Thema einer Rezension unserer Gastautorin Dr. Barbara Leisner. Sie bespricht den neuen Friedhofsführer, der von Hans Matthaei herausgegeben wurde. Matthaei selbst wiederum rezensiert das neue Hamburger Bauheft „Die Strafanstalten in Fuhlsbüttel“. Außerdem befassen sich Holger Tilicki, Gudrun Schulze-Struck und Holger Schultze in drei Beiträgen mit sehr unterschiedlichen Aspekten des Themas Zwangsarbeit.

Im letzten Jahr mussten wir von zwei Menschen Abschied nehmen, die für unsere Geschichtswerkstatt eine große Bedeutung hatten: Hochbetagt starb Ludwig Baumann. Sein enger Mitstreiter René Senenko erinnert an den unerschrockenen Deserteur und Humanisten. Herbert Schneider würdigt Prof. Rolf Richter, der durch seine umfangreichen Forschungen und Publikationen zu Werk und Leben Bredels unsere Arbeit maßgeblich geprägt hat.


Hans-Kai Möller

Wilhelm Kaisen: Eine Arbeiterjugend in Alsterdorf

Der Sozialdemokrat Wilhelm Kaisen, der von 1945 bis 1965 als Bremer Bürgermeister zu den bekanntesten deutschen Politikern nach dem Zweiten Weltkrieg gehörte, verbrachte seine Kindheit und Jugend in der Hamburger Landgemeinde Alsterdorf. Ein



Wilhelm Kaisen als Kleinkind mit seinen Eltern (oben) und dem älteren Bruder (unten), um 1888. Foto aus: Bernhard Asmusen: *Steinberger Köpfe, 80 Persönlichkeiten aus 8 Jahrhunderten, Ein Lesebuch*, Steinberg 2017. S. 67.

Glücksfall für die Nachwelt: Dieser Mann, der auch viele Jahre als Journalist tätig war, veröffentlichte 1967 seine Lebenserinnerungen „Meine Arbeit, mein Leben.“¹ Auf den ersten knapp 40 Seiten des 400 Seiten umfassenden Buches schildert er anschaulich die Le-

bensbedingungen in einer Arbeiterfamilie, die in dem noch teilweise ländlich geprägten Vorort wohnt und zeitweilig auch arbeitet. Zugleich zeichnet Kaisen ein lebendiges Bild des Dorfes um die Jahrhundertwende.

Wilhelm Kaisen wurde am 22. Mai 1887 in Eppendorf geboren, wo die Eltern mit seinem Bruder in einer sehr kleinen Wohnung in einem dunklen und feuchten Hinterhaus lebten.² Im Jahr 1892 entschlossen sie sich eine neue Unterkunft zu suchen. Die Wahl fiel auf eine Neubauwohnung in einem lang gestreckten Reihenhaushaus in Alsterdorf, das zwanzig Wohnungen umfasste. An diesem Bau hatte Wilhelm Kaisens Vater, der Maurer und Sozialdemokrat war, mitgewirkt. In seinen Erinnerungen schreibt Kaisen über die Wohnung und ihre Umgebung:

„Die neue Wohnung lag im Parterre, am Anfang der Terrasse. Sie bestand aus zwei Zimmern, einer Wohnküche und einer geräumigen Speisekammer, die uns Kindern bald als Schlafraum diente. Diese neue Wohnung hatte zum Glück viel Licht und Sonne. Obendrein war etwas Gartenland dabei, zu dem wir später noch Grund hinzugepachtet haben, um zwei Milchziegen und ein Schwein halten zu können... Ich bekam vor allem zum ersten Mal eine Aufgabe, die meine Freizeit bald völlig in Anspruch nahm: nämlich mitzuhelfen, damit alles, was der kleine Krautgarten hergeben sollte, geeght und gepflegt wurde. Auch galt es das Vieh zu versor-

gen. Zu diesem Zweck wurden von mir die Feldwege nach Kräutern abgesucht, die von den ... Ziegen sehr begehrt wurden.“³

einem langen Reihenhauses begrenzt. In der Mitte dieses staubigen großen Hofes stand auf einer Jauchegrube eine aus Holz errichtete „Bedürfnisanstalt“ für

In einer dieser Terrassenwohnungen, vermutlich im Haus Alsterdorfer Straße 260 a, wuchs Wilhelm Kaisen auf, 10.2.2013. Foto: Hans-Kai Möller.



Neben der Pflege des Viehzeugs musste der Junge sich um den Kartoffel- und Gemüseanbau kümmern. Der Garten und die kleine Landwirtschaft waren unverzichtbar um die bald siebenköpfige Familie satt zu bekommen.⁴ Den Kaisens kam dabei zugute, dass Alsterdorf trotz eines kleinen Villenviertels in Richtung Ohlsdorf und den zahlreichen Wäschereibetrieben in der Alsterdorfer Straße noch einen dörflichen Kern mit Bauernhöfen, Weiden und Äckern hatte. So waren relativ günstig Nahrungsmittel und auch Viehfutter zu beschaffen.

Noch einmal zurück zur Wohnung: Es gab weder eine Wasserleitung noch Gas oder gar Elektrizität. Der Hausbesitzer erwarb günstig eine mager Roggenkoppel und ließ direkt an der Alsterdorfer Straße „zwei von einander getrennte Vorderhäuser bauen, zwischen beiden Häusern war ein breiter Zugang zu einem großen Schlackenhof vorgesehen.“⁵ Er wurde „im Hintergrund“ von

die gesamte Mieterschaft.⁶ Diese stinkende Einrichtung gibt es glücklicherweise seit langer Zeit nicht mehr. Zwei der erwähnten drei Häuser, die eine typische Hamburger „Terrasse“ bildeten, existieren dagegen noch heute, sind aber, wie könnte es in Hamburg anders sein, vom Abriss bedroht.

Größere Probleme bereitete der Arbeiterfamilie die Beschaffung von Brennmaterial. Im Sommer konnte man u. a. in der Alsterdorfer Feldmark in den zahlreichen Knicks leicht verdorrtes Buschholz finden, um den Herd zu versorgen. Problematisch wurde es jedoch im Winter. Kohlen waren teuer und wurden nur in kleinen Portionen gekauft. Aber man wusste sich zu helfen. Die Kinder sammelten Kohle- und Koksreste aus dem Müll der gehobenen Wohnviertel Hamburgs, den die Stadtverwaltung im Herbst als zusätzlichen Dünger auf die abgeernteten Äcker der Alsterdorfer Feldmark abkippen ließ.⁷

Trotz der ärmlichen Lebensbedingungen und der umfangreichen Pflichten, die der junge Wilhelm Kaisen für die Familie übernehmen musste, schätzt er im Rückblick seine Kinder- und Jugendtage sehr positiv ein:

„ Es war ein Glück für mich, dass wir in Alsterdorf lebten, das damals noch recht abgeschlossen von der Großstadt ein eigenes Leben führte. Es hatte noch

die immer wieder wie neu geschaffen vor uns stand.“⁸

Der wissbegierige Arbeiterjunge absolvierte die Gemeindeschule für Alsterdorf und Ohlsdorf in der Alsterdorfer Straße 420 ohne große Probleme. Einen erheblichen Anteil daran hatte sein Klassenlehrer August Wachtmann. Dem jungen Reformpädagogen gelang es seine Schüler zu selbständiger geistiger Arbeit



Badende Kinder in der noch unkanalisierten Alster, um 1900. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

eine richtige, etwas abseits liegende alte Dorfstraße mit vielen stattlichen Bauernhöfen, die immer meine Sehnsucht wachriefen. Alsterdorf hatte auch noch aus grauer Vorzeit zwei Allmenden gerettet – die Sandkuhle und die Lehmkuhle. Beide dienten Generationen als Baustofflieferanten, und beide zeigten noch das natürliche Antlitz der alten, ungeteilten Feldmark mit ihren kleinen Hügeln und Teichen, umgeben von Heide und Ginster. Kurzum ein idealer Platz für uns spielende Kinder....Hinzu kam die Alster selbst, dieser lieblichste aller kleinen Flüsse, die ich kennengelernt habe. Sie, die sich mit ihrem glasklaren Wasser durch die grünen Auen schlängelte, war für uns ein unvergeßliches Badeparadies, schenkte uns eine unverfälschte Natur,

anzuregen. Dabei engagierte er sich über den Lehrplan und die Schulstunden hinaus für seine Klassen. Wachtmann vermittelte ihnen zum Beispiel auch klassische Poesie und Prosa und veranstaltete Elternabende mit Vorführungen von Theaterstücken sowie Vorträgen der Kinder. Er führte sogar für seine Jungen und Mädchen Turn- und Schwimmunterricht ein und nutzte dafür die erste Ohlsdorfer Flussbadeanstalt an der Alster.⁹ Der positive Einfluss des jungen Lehrers motivierte Kaisen dazu, die „Selekta“, eine besondere Schulklasse für begabte Volksschüler, nach dem eigentlichen Schulabschluss zu besuchen und eine Lehrerausbildung anzustreben. Da bei seinen Eltern das Geld für diese Ausbildung aber nicht reichte, begann er

nach dem erfolgreichen Abschluss der „Selekta“ als Arbeiter in der Seifenfabrik C. C. Puhlmann & Sohn, Alsterdorfer Straße 254, die nahe der Kaisenschen Wohnung lag.¹⁰ In dieser einzigen Fabrik in Alsterdorf war sein Vater bereits seit einigen Jahren als Vorarbeiter beschäftigt, nachdem er seine Tätigkeit als Maurer aufgegeben hatte. Über die Einarbeitung in die Seifenproduktion berichtet Wilhelm Kaisen in seiner Autobiographie:

„Um mich mit Fetten und Laugen verschiedener Art vertraut zu machen, begann meine Arbeit mit der Herstellung der einfachen Schmierseife, wie sie damals in den Bleichereien als billiges Waschmittel benutzt wurde. In einem riesigen Kessel, der fünfzig Zentner Seife

Schließlich kamen Wasser und einige Riechstoffe hinzu. Dauern wurden Proben genommen, um festzustellen, ob die Masse nach ihrer Abkühlung erstarrte. War das der Fall, dann griff ich zur großen Schöpfkelle und füllte die brodelnde Masse in ausgediente Butterfässer. Nach der Abkühlung wurden die Wäschereien mit diesem primitiven, aber auch sehr billigen Waschmittel beliefert.

In anderen Abteilungen dieser Fabrik wurden Kernseifen, Öl- und Toiletenseifen hergestellt. Auch medizinische Seifen fehlten nicht. Ihre Herstellung war ohne Spezialmaschinen nicht möglich. Diese Maschinen waren auf den Antrieb eines alten Gasmotors angewiesen, der leider nicht immer betriebsfähig war.“¹¹

„Staatsbesuch“ in der Alsterdorfer Schule. Von links: Senatschauffeur mit Dienst-Mercedes, Helene Kaisen, Wilhelm Kaisen, August Wachtmann, seine Haushälterin Martha Henn und staunende Schüler, 2.11.1950. Foto: Carl-D. Wachtmann.



faßte, begann die Siederei. Als Material wurde Knochenfett verwendet. Nachdem es geschmolzen war, kam eine Kalilösung hinzu. Meine Aufgabe bestand darin, mit einer langen Eisenkrücke die brodelnde Masse durch ständiges Umrühren in Bewegung zu halten, damit der Verseifungsprozeß vor sich gehen konnte.

Die Ansiedlung einer Seifenfabrik gerade in Alsterdorf war natürlich kein Zufall. Allein in diesem Flecken gab es vor dem Ersten Weltkrieg 30 Wäschereien, die sich an der Alsterdorfer Straße als lange Kette von der Grenze nach Winterhude fast bis zur heutigen Hindenburgstraße hinzogen. Einige der da-

mals meist als „Bleichereien“ bezeichneten Betriebe gab es auch im Heubergredder und der heutigen Carl-Cohn-Straße.¹² Im benachbarten Winterhude-Nord war die Anzahl der Wäschereien zu dieser Zeit noch deutlich höher. Die Fabrik Puhlmann & Sohn hatte also in unmittelbarer Nähe viele Abnehmer ihres „Waschmittels.“ So musste der junge Fabrikarbeiter auch bei der Belieferung der

richtet und in den teilweise sehr primitiven Waschküchen verursachten fehlende Kanalisation und Ventilation an den Arbeitsstätten eine zusätzliche Erschwerung der Arbeit und das bei einem Tageslohn von 2 bis 3 Mark.“¹³

An diesen Verhältnissen konnte der Jungarbeiter nichts ändern. In seinem Betrieb versuchte er es jedoch. Da Puhlmann mit seiner Schmierseife gegen das



Wilhelm Kaisen während seiner Ansprache bei der Enthüllung eines Gemäldes von August Wachtmann während der Wiedersehensfeier in der Schule Alsterdorfer Straße 420, 2.11.1950. Foto: Carl-D. Wachtmann.

Wäschereien mithelfen und lernte so zahlreiche Betriebe auch von innen kennen. Über die Arbeits- und Lebensbedingungen der Bleicherknechte (Wäschereiarbeiter) und der Plätterinnen erfuhr er bei diesen „Besuchen“ viel. Einiges teilte er später dem Heimatforscher Armin Clasen in einem Brief mit:

„Vielfach wohnten die Plätterinnen in den Dachkammern über den Plättstuben. Den Bleicherknechten erging es nicht anders. Sie hatten eine schwere Arbeit, litten unter dem dauernden Qualm und der Nässe. Die großen Waschmaschinen wurden noch mit der Hand bewegt. Die Wäsche war oft ekelhaft zuge-

neue Seifenpulver nicht mehr konkurrenzfähig war, stellte er diesen Teil seiner Produktion ein. Der Fabrikant ließ nun Schuhcreme herstellen und engagierte dafür 30 weibliche Arbeitskräfte. Da bei dieser Fabrikation Kleidung und Körper schnell verschmutzen, benötigten die Arbeiterinnen einen eigenen Umkleieraum mit ausreichenden Waschgelegenheiten. Puhlmann lehnte die Einrichtung aber ab, obwohl sie gesetzlich vorgeschrieben war. Daraufhin wandte sich Kaisen an den Fabrikarbeiter-Verband. Als nun ein Vertreter dieser Gewerkschaft in der Fabrik erschien, bekam der Unternehmer einen Tobsuchts-



Die Seifenfabrik Puhlmann, Nachfolger war die Wäscherei Cansier, Alsterdorfer Str. 254/Carl-Cohn-Straße, 10.2.2013. Foto: Hans-Kai Möller.

anfall und warf ihn aus der Fabrik. Dem jugendlichen „Aufrührer“ hielt er eine Strafpredigt. Der ließ sich jedoch nicht einschüchtern und verließ aus Protest den Betrieb für immer.¹⁴

Wilhelm Kaisen resignierte nicht



Rechnung der Seifenfabrik C. C. Puhlmann & Sohn für die nahe gelegene Wäscherei Johannes Schütt, Alsterdorfer Straße 224, 18.2.1914. Abbildung: Sammlung Hans-Kai Möller.

und begann bald eine Lehre als Stuckateur. Im selben Jahr, 1905, trat er der SPD bei. Nach kurzer Zeit übernahm er die Funktion des Schriftführers im Distrikt Fuhlsbüttel, zu dem damals auch Alsterdorf gehörte. Von Anfang 1911 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges war er Distriktvorsitzender. Seinen ersten größeren öffentlichen Auftritt hatte Wilhelm Kaisen 1913 bei der 1. Mai-Feier in Fuhlsbüttel.¹⁵

Hans-Kai Möller

- 1 Wilhelm Kaisen: Meine Arbeit, mein Leben, München 1967.
- 2 Kaisen, S. 9.
- 3 Kaisen, S. 10.
- 4 Ebenda.
- 5 Kaisen, S. 14.
- 6 Ebenda.
- 7 Karl-Ludwig Sommer: Wilhelm Kaisen: eine politische Biographie, Bonn 2000, S. 28.
- 8 Kaisen, S. 16.

- 9 Richard Hesse: Alsterdorf wie es einmal war – Ein Streifzug von Winterhude nach Ohlsdorf, Hamburg o. J. (um 1990), S. 22/23.
- 10 Sommer, Wilhelm Kaisen, S. 34 und Hesse, Alsterdorf, S. 16.
- 11 Kaisen, S. 26.
- 12 Hesse, Alsterdorf, S. 7 und S. 16.
- 13 Schreiben von Wilhelm Kaisen (ohne Datum) an Armin Clasen, zit. nach: Hesse, Alsterdorf, S. 8.
- 14 Kaisen, S. 27/28.
- 15 Sommer, Seiten 35, 38 und 39.

Anlage und Bauten der Evangelischen Stiftung Alsterdorf von 1863 bis 2018

Das Terrain der bis 1988 “Alsterdorfer Anstalten” genannten Evangelischen Stiftung Alsterdorf (ESA) umschließt ein einzigartiges, die Entwicklung der Behindertenpflege und -pädago-

Veränderungen hat sich das integrative Konzept des Anstaltsgründers und international gefragten “Pioniers der Behindertenarbeit in Deutschland“, Heinrich Matthias Sengelmann (1821–1899), er-



Das Bodelschwinghaus, Architekt Fritz Höger. Foto aus: Hygiene und Soziale Hygiene in Hamburg, Hamburg 1928, S. 434.

gik sowie über 150 Jahre Architekturgeschichte verkörperndes Bauensemble. Auch mit ihren Gebäuden kann die ESA als historisch gewachsene Behinderteninstitution weit über Norddeutschland hinaus beispielhafte Bedeutung beanspruchen. Bis zu den jüngsten baulichen

halten.

Sengelmann legte 1860 mit einer “Arbeitsschule für gefährdete Kinder” den Grundstein der Anlage am damals dörflichen Alsterhang, die er 1863 um ein “Asyl für schwachsinnige und blödsinnige Kinder” erweiterte. Relativ

schnell weitete sich der Anteil der Behindertenarbeit aus, wobei Sengelmann der gemeinsamen Erziehung behinderter und nicht-behinderter Kinder treu blieb. Um 1900 beherbergten die Anstalten circa 800 Einwohner. Das Verhältnis der Pfleglinge zu den Angestellten betrug vier zu eins. Sie lebten in einer fast aut-

die Unterbringung von Behinderten aus. Damit begründete Sengelmann nicht nur die ländliche Bauweise der Alsterdorfer Siedlung, sondern beeinflusste den Charakter vergleichbarer Anlagen, wie z. B. der 1893 als "Landwirtschaftliche Kolonie für Geisteskranke" in ein- bis zweigeschossiger Pavillonbauweise errichte-

Wirtschaftsgebäude mit Wasserturm, Architekt Walter Martens, 1912. Foto aus: Alsterdorfer Anstalten bei Hamburg, in: Deutsche Anstalten für Schwachsinnige, Epileptische und Psychopathische Jugendliche, Halle 1912, S. 67.



arken "Kolonie" mit eigener landwirtschaftlicher Versorgung, deren Anlage – dem pietistisch beeinflussten Menschenbild Sengelmanns folgend – die organisatorische und bauliche Grundidee der Herrnhuter Brüdergemeinden aufnahm. Die Kirche bildete das Zentrum der um 1900 vorhandenen 23 Haupt- und 16 Nebengebäude, die in einfachster, sehr schlichter Bauweise, zumeist von eigenen Bauhandwerkern errichtet worden waren. Es gab keinen Bebauungsplan, die Entwicklung folgte dem Bedarf und den finanziellen Möglichkeiten. Für Sengelmann beinhaltete die "koloniale Vielfalt" des Pavillonensystems die Möglichkeit unterschiedlicher und individueller Betreuung; den Etagenbau schloss er für

ten staatlichen "Irrenanstalt Langenhorn".

Nach Sengelmanns Tod änderten sich das Bild und das Verfahren. Nun wurde vom Vorstand, in dem sich mittlerweile ein Bauinspektor befand, eine Baukommission eingesetzt. Die Großstadt rückte immer näher und Alsterdorf wurde ein Vorort Hamburgs. Es entfaltete sich eine rege Bautätigkeit und 1913 entstand nach einem Wettbewerb, dessen Preisgericht Baudirektor Fritz Schumacher leitete, das neue Schulgebäude vom Büro Distel & Grubitz. Das sogenannte Bodelschwingh-Haus wurde 1910 vom Architekten Fritz Höger entworfen. Zum Alstertal hin entstand eine repräsentative Front, die mit Gebäuden im Stil der Ar-

chikturreform ein deutliches Zeichen nach außen setzte. Der Krankenhausbau-Spezialist Hermann Distel blieb den Alsterdorfer Anstalten treu und avancierte über viele Jahre zum Hausarchitekten. Nach dem Zweiten Weltkrieg leitete sein Mitarbeiter Hinrich Hillmer den Wiederaufbau, zu dem auch der Architekt Gerhard Langmaack zahlreiche Entwürfe beisteuerte. Die Bomben hatten insbesondere an den mehrgeschossigen Bauten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg schwere Schäden verursacht.

Über die Jahrzehnte nach der Jahrhundertwende entwickelte sich die stetig wachsende Kolonie vorrangig zu einer Bewahranstalt – begleitet von (gesundheits-) politischen Entwicklungen, wie den Euthanasiebestrebungen, die nach 1933 auch Alsterdorf heimsuchten. Erst in den 1980er Jahren wurde dieses Kapitel aufgearbeitet und ein Umdenken eingeleitet, das die Öffnung des Geländes und die Weiterentwicklung des ursprünglichen, integrativen Konzepts auf

den Weg der Inklusion nach sich zog. Das Entwicklungskonzept von 2001 und die folgenden baulichen Maßnahmen, die in die Anlage des Alsterdorfer Marktes mündeten, stellen dies unter Beweis. Gleichzeitig wurde das Bewusstsein für die kulturelle Bedeutung und denkmalpflegerischen Aspekte des Gesamtensembles geweckt – mit der Konsequenz, dass heute einschließlich der Außenanlagen sieben in ihrer Diversität den Zusammenhang der Behindertenarbeit verkörpernde Bauten unter Denkmalschutz stehen: “Haus Schönbrunn” von 1863, das “Volkmar-Hentrich-Haus” (1878/1901/1926), die Kirche “St. Nicolaus” von 1889, ein Beamtenwohnhaus von 1901, das ehemalige Pflingstheim “Michhelfelder Haus” (1898/1909), das heutige “Simon-Schöffel-Haus” (ehemaliger Versammlungsraum) von 1906 und das ehemalige Küchengebäude mit Wasserturm von 1912.

Jörg Schilling

Als der S.C. Sperber der „Kleine HSV“ war

Der Sport-Club Sperber von 1898 e. V., Traditionsclub aus Alsterdorf, war Ende der sechziger Jahre kurz davor, mit seiner Regionalligamannschaft Fußballgeschichte zu schreiben. Es war die Zeit, als es noch keine 2. Bundesliga gab und fünf Regionalligen die zweithöchste Spielklasse im westdeutschen Fußball waren. Der SC Sperber war 1966 in die Regionalliga Nord aufgestiegen. Nun hießen die Gegner VfL Wolfsburg, Holstein Kiel oder FC St. Pauli. Grund ge-

nug, sich mit dem rechten Verteidiger Erwin Piechowiak aus der Meisterschaft des HSV von 1960 und dem HSV-Nachwuchsspieler und Rechtsaußen Rolf „Olli“ Schwartau zu verstärken. Die Rechnung ging auf und Sperber konnte auf dem 13. Platz den Abstieg verhindern. In der Saison 1967/68 holte der Verein weitere HSV-Altstars an den Heubergredder. Der Halbstürmer Horst „Hoddel“ Dehn und der Offensivallrounder Peter Wulf, beide ebenfalls aus

der Meistermannschaft von 1960, kamen zu den Raubvögeln. Finanziert wurde der relativ teure Kader bei sehr geringen Grundgehältern mit einer 90%-igen Beteiligung der Spieler an den Zuschauer-einnahmen. Mit den vier Ex-HSVern gelang dem S.C. Sperber in der Regionalligasaison 1967/68 ein großartiger Start

legte der SC Sperber den zehnten Rang der Abschlusstabelle. In der folgenden Saison konnte man den zwischenzeitlichen Erfolg nicht wiederholen und stieg als 17. der Tabelle ab. Nach dem Abstieg beendeten Erwin Piechowiak und Horst Dehn ihre aktive Spielerlaufbahn, Rolf Schwartau ging zurück zu seinem Hei-

Die HSV-Meistermannschaft von 1960 mit allen ehemaligen und zukünftigen Sperbianern: Hintere Reihe: Neisner 1.v.l., Dehn 3.v.l., Meinke 5.v.l., Wulf 4.v.r., vordere Reihe: Piechowiak 1.v.l. Foto: Gerhard Krug: HSV. Portrait eines Fußballvereins, Düsseldorf 1975, S. 77.



mit 18:4 Punkten. Vierstellige Besucherzahlen wurden die Regel. Um das Derby gegen HSV Barmbek Uhlenhorst zu sehen, kamen 5.200 Menschen. In Alsterdorf träumte man bereits von der Bundesliga-Aufstiegsrunde. Aufgrund der vielen Ex-HSV Spieler im Kader kursierte unter den Hamburger Fußballfans zu dieser Zeit der Spruch: „Willst du gute HSVer seh'n, dann musst du schon zu Sperber geh'n“. Regelmäßig traf man unter den Zuschauern auch HSV-Größen, wie zum Beispiel den Linksaußen Gert „Charly“ Dörfel. Am 22. Oktober 1967 gewann Sperber im Verlauf dieser Serie auch beim Titelverteidiger SV Arminia Hannover mit 2:1 Toren und wurde erst am 12. November durch die 1:3-Niederlage bei FC St. Pauli gestoppt. Nach einer ernüchternden Rückrunde be-

matverein FTSV Altenwerder. Peter Wulf hatte bereits ein Jahr zuvor den Verein verlassen. Nach dem Abstieg wurde Erwin Piechowiak für drei Jahre Trainer beim S.C. Sperber.

Bleibt noch zu bemerken, dass Spieler aus den Reihen des SC Sperber beim HSV Karriere machten. Libero Jochenfritz, „Jocki“ Meinke und Flügelflitzer Klaus „Micky“ Neisner spielten für Sperber, ehe sie zum HSV gingen und mit der Meistermannschaft von 1960 bundesweit bekannt wurden. Hans-Jürgen „Ditschi“ Ripp, Verteidiger in der Meistermannschaft des HSV unter Branko Zebec 1979, spielte vor seinem Wechsel zum HSV auch bei Sperber. Sein Entdecker und Trainer war kein geringerer als Erwin Piechowiak.

Eine ganz andere Geschichte, die

aber nicht vergessen werden darf, ist die von Cor de Bruin aus Eindhoven, der nach der Besetzung der Niederlande durch die deutschen Faschisten als Zwangsarbeiter bei Röntgenmüller in Fuhsbüttel arbeiten musste. Untergebracht war er mit anderen Landsleuten in der von der Willi-Bredel-Gesellschaft als

Erinnerungsstätte restaurierten Zwangsarbeiterbaracke im Wilhelm-Raabe-Weg 23. Da er schon beim PSV Eindhoven im Sturm gespielt hatte, fand er seinen Platz auch in der Elf des S.C. Sperber und spielte gegen namhafte Gegner wie den HSV, Altona 93 und den FC St Pauli.¹

Herbert Schneider

1 Holger Schultze: Cor de Bruin spielte im 2. Weltkrieg beim S.C. Sperber, in: Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e. V., 13. Jg., 2002, S. 44.

Die andere Zeitung – Linkssozialismus in Alsterdorf

Mitte der 50er-Jahre, das gesellschaftliche Roll-Back in der BRD mit der Wiederaufrüstung und dem

KPD-Verbot war in vollem Gange, da treten die leitenden Redakteure des „Neuen Vorwärts“, dem Zentralorgan der SPD, Gerhard Gleißberg und Rudolf Gottschalk aus Protest gegen die Rechtsentwicklung der SPD zurück. Kurz Zeit später, im Mai 1955, gründeten sie „Die andere Zeitung“ (DAZ), die sich schnell zu der führenden linkssozialistischen Wochenzeitung entwickelte. Die SPD schloss beide 1956 aus.



Gerhard Gleißberg (2.v.r.) im Exil in England, zusammen mit (v.l.n.r.) Martha Ollenhauer (Ehefrau von Erich Ollenhauer), Marianne Schreiber (spätere Ehefrau von Fritz Heine), Wilhelm Sander, seine Ehefrau Dorle Sander, Fritz Heine und Erich Ollenhauer; vorne: Boisie ("Bob") Sander, der Sohn von Wilhelm und Dorle Sander, etwa 1942 in Mill Hill (London). Foto: <http://library.fes.de/fulltext/sozmit/einl-03.htm>.

Während ihres gesamten Bestehens erschien „Die andere Zeitung“ in Hamburg. Anfänglich hatte die Redaktion ihren Sitz



Das Doppelhaus Heilholtkamp 37/39. In der Doppelhaushälfte Nr. 39 befand sich der Sitz der Redaktion, 14.1.2019. Foto: Hans-Kai Möller.

am Leinpfad. Anschließend bezog man Räumlichkeiten in der Abteistraße. Mit der Ausgabe vom 17. Januar 1963 bis zur Einstellung der Zeitung am 27.2.1969 war die Redaktion im Heilholtkamp 39 in Hamburg-Alsterdorf ansässig. Es überrascht sicher, im vorstädtisch-beschaulichen Alsterdorf die Redaktionsräume einer Zeitung zu finden, die den bundesdeutschen Weg nach rechts stoppen wollte. Namhafte Linksinтеллектуelle wie zum Beispiel Wolfgang Abendroth oder Viktor Agartz schrieben für diese Zeitung. Mit einer Auflage von bis zu 80 000 Exemplaren wöchentlich wirkte sie nachhaltig auf sozialdemokratische Parteimitglieder, so dass sich die SPD-Parteiführung genötigt

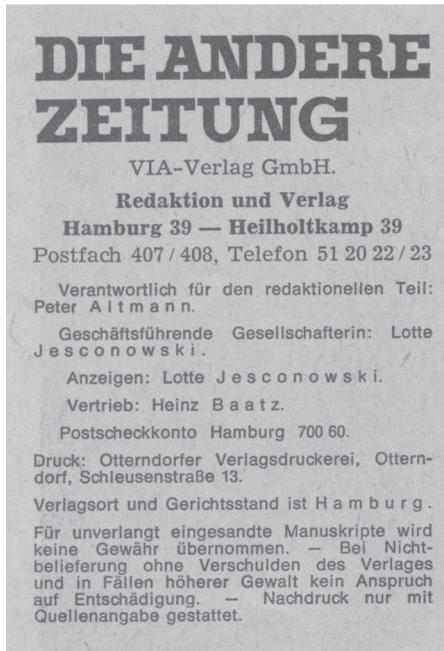
sah, von Beginn an eine umfassende Kampagne zu starten, in der sie die DAZ der Finanzierung durch die DDR bezichtigte.

Die DAZ selbst sah sich dagegen als "dritte Kraft", um die im Kalten Krieg erstarrten Fronten aufzulösen, sprach sogar explizit von einer "Neuen Linken". Sie betonte die eigene Verwurzelung in der Sozialdemokratie, sah aber auch die Notwendigkeit, mit der kommunistischen Bewegung in eine mindestens partielle Aktionseinheit zu kommen.

Einer der Herausgeber, Gerhard Gleißberg, war schon vor 1933 in der SPD aktiv, im Exil in Prag und arbeitete dort für die SOPADE. Im Anschluss an



Kopf des Titelblattes. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.



Impressum der DAZ. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

seine Flucht nach London war er Chefredakteur der sozialdemokratischen „Sozialistischen Mitteilungen“. Er starb 1973 im Alter von 67 Jahren.

Die DAZ setzte ab 1960/61 auf die Deutsche Friedens-Union (DFU), eine Sammlungsbewegung, deren Unterstützterkreis von Kommunisten bis hin zu Bürgerlichen reichte. Im Laufe der 60er-Jahre verlor die DAZ jedoch deutlich an Auflage. Auch die Repolitisierung im Zuge der Studentenrevolte brachte der DAZ keinen Aufschwung, weil angesichts der Differenzierung in kommunistische Kleingruppen für das sammlungsorientierte Konzept der DAZ die Zeit nicht reif war. Die DAZ musste aufgrund mangelnder Kostendeckung ihr Erscheinen einstellen. Die letzte Ausgabe kam am 27. Februar 1969 in die Kioske. Heute erinnert nichts mehr an das linkssozialistische Erbe in Alsterdorf.

Herbert Schneider

Mutiger Sozialist und konsequenter Kriegsgegner: Fiete Peter (1894-1918)

Fiete Peter, der junge Mann mit dem eingängigen Namen, war einer der profiliertesten Köpfe der oppositionellen Arbeiterjugendbewegung während des Ersten Weltkrieges. Sein früher dramatischer Tod zu Beginn der Novemberrevolution machte ihn über viele Jahre zu einer Identifikationsfigur dieser Bewegung. Heute erinnert ein schlichter Kissenstein der Grabanlage für die Revolutionsopfer auf dem Friedhof Ohls-

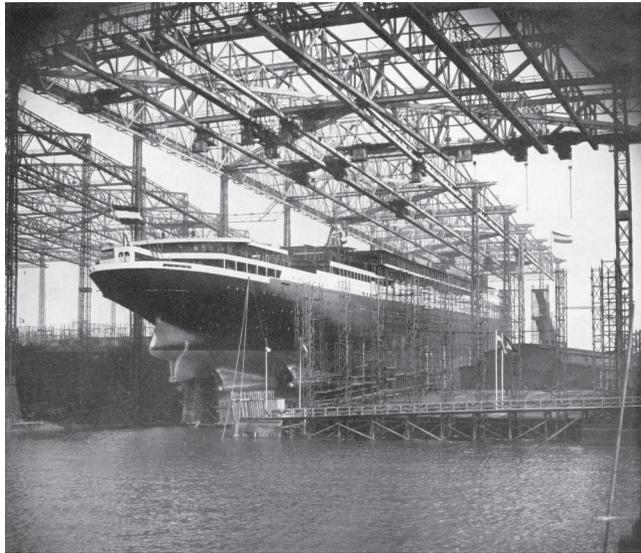
dorf an ihn. Welche Spuren hinterließ er?

Der Arbeiterjunge wuchs in Barmbek im sozialdemokratischen Milieu auf. Sein Vater Karl Friedrich Peter war Tischler und Mitglied des Holzarbeiterverbandes sowie der SPD.¹ Fiete besuchte die Volksschule und begann danach bei Blohm & Voss eine Lehre zum Maschinenbauer und Werkzeugmacher.² Der Holzarbeiterstreik 1910, an dem sein

Vater teilnahm, war für den wissbegierigen Jungen der Anlass für den Eintritt in den sozialdemokratischen Jugendbund. Schon mit fünfzehn Jahren hatte er begonnen sozialdemokratische Bücher zu lesen.³ Sicherlich nicht zu Unrecht be-

An der turbulenten Delegiertenversammlung der SPD und des Gewerkschaftskartells am dritten März 1916, bei der gegen den Willen seiner Mitglieder der Jugendbund aufgelöst wurde, nahm er deshalb offensichtlich nicht teil. Spä-

Die „Vaterland“ kurz vor dem Stapellauf im April 1913 auf einem Helgen der Werft Blohm & Voss, bei der Fiete Peter seine Lehre absolvierte. Foto: Museum für Hamburgische Geschichte.



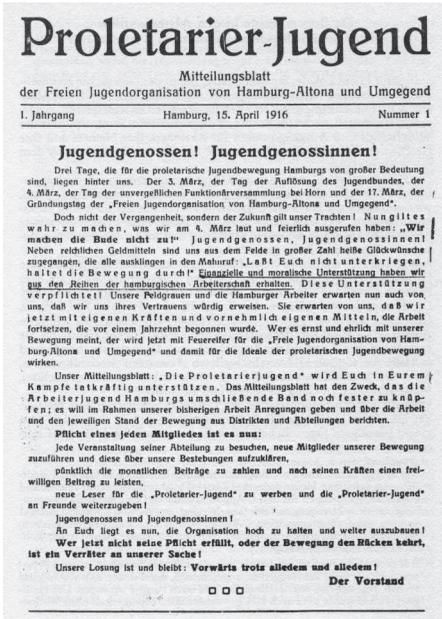
zeichnete ihn der renommierte Historiker Volker Ullrich in seiner Dissertation als einen „der aktivsten und geschultesten Jugendkader aus dem Kreis der Uhlenhorster Jugend.“⁴ Mit 18 Jahren trat er 1912 der SPD bei und beteiligte sich rege an den Bezirksabenden des dritten Hamburger Wahlkreises.

Ende 1913 wurde der damals noch Minderjährige sogar zum Bezirksdelegierten gewählt.⁵ Bei Ausbruch des Krieges stellte das Militär ihn wegen seiner Tätigkeit auf der Werft anfangs noch zurück. Am 15. Januar 1915 wurde er schließlich doch eingezogen, allerdings nach fünfzehn Monaten für die Arbeit bei der Firma Luckau & Steffen, später Metallwerke AG, freigestellt.

testens ab dem 21. Juli 1916 geriet der junge Mann in das Fadenkreuz der Politischen Polizei. Er nahm im Stadtteil Uhlenhorst wieder an einer SPD-Versammlung teil. Der Polizeibeamte notierte dabei folgendes über ihn: „Beteiligte sich an der Diskussion über das Thema: Staaten und Monopole. Nach seinen Ausführungen ist er ein Anhänger der Liebkechtschen Richtung.“⁶

Fiete blieb aber auch weiterhin in der Arbeiterjugendbewegung aktiv und schloss sich der am 17. März 1916 gegründeten „Freien Jugendorganisation von Hamburg-Altona“ an, in der die oppositionellen Jugendlichen aus dem aufgelösten Jugendbund schnell eine neue politische Heimat fanden. Am 18. Au-

gust 1916 organisierten Mitglieder dieser Organisation die erste Friedensdemonstration in Hamburg während des Krieges. Das Generalkommando nahm das zum



Titelseite der Erstausgabe der „Proletarier-Jugend“. Diese Zeitschrift der oppositionellen Freien Jugendorganisation erschien bis zu ihrem Verbot am 28.8.1916 monatlich. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

Anlass die „Freie Jugendorganisation“ Ende August 1916 aufzulösen. Die Jugendlichen entschlossen sich nun dazu, ihre politische Arbeit u. a. in Form von „Wandervereinen“ konspirativ weiterzuführen. Bei Wanderungen in die Umgebung Hamburgs hoffte man, weitgehend unbeobachtet politische Themen besprechen zu können. Fiete Peter beteiligte sich nun maßgeblich an der Weiterführung der Jugendorganisation unter dem Deckmantel des Wandervereins „Jungvolk“⁸.

Am 15. September 1917 gelang es der Polizei, den Führer des „Wandervereins“, Karl Plättner, aufzuspüren. Bei seiner Festnahme trug er unvorsichtigerweise eine umfangreiche Adressenliste mit den Namen der Jugendfunktionäre bei sich. Die Folge davon war, dass Fiete Peter drei Tage später wegen „Aufreizung zum Generalstreik“ in Schutzhaft genommen wurde.⁹ Am 26. Oktober kam er zwar wieder frei, wurde aber am folgenden Tage wieder zum Militär eingezogen. Der Schütze Peter nutzte jedoch seinen nächsten Urlaub, um zu desertieren. In der Folgezeit lebte er zumeist in Hamburg und war illegal für die oppositionelle Arbeiterjugendbewegung aktiv. So wie er lebten damals in Hamburg eine ganze Anzahl „Illegaler“, die von ihren Jugendgenossen mit Essen, Papieren und Unterkunft versorgt wurden.¹⁰ Zu diesen Unterstützern gehörte auch der sechzehnjährige Willi Bredel, der Fiete aus der „Freien Jugendorganisation“ gut kannte. Er stellte ihm gegen den Willen seiner ängstlichen Mutter sein Bett für eine Nacht zur Verfügung.¹¹

Anfang September 1918 gelang es der Polizei, Fiete Peter erneut festzunehmen und ins Untersuchungsgefängnis zu bringen. Der Oberreichsanwalt wollte ihn wegen „versuchten Landesverrates“ anklagen. Am 3. September wurde er vom Untersuchungsrichter Dr. Albert vernommen und gab eine umfangreiche schriftliche Erklärung ab, in der er sich mutig zu den Ansichten von Karl Liebknecht bekannte. Einige Tage später fertigte das Erkennungsamt vier Fotos von Fiete Peter an, die sich noch heute in seiner Akte befinden.¹²

Am Vormittag des sechsten No-

vember, in Hamburg hatte gerade ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat die Macht übernommen, machte sich eine Gruppe Revolutionäre unter Leitung des Maates Friedrich Zeller auf den Weg zur Kaserne in der Bundesstraße. Sie war noch in den Händen der alten Militärgewalt. Auf ihrem Weg befreiten die Männer die politischen Gefangenen im Untersuchungsgefängnis, unter ihnen auch Fiete Peter, der sich dem Trupp Zellers anschloss. Bei dem Versuch, die Kaserne friedlich zur Kapitulation zu bewegen, wurde ohne Vorwarnung aus der Kaserne geschossen. Der gezielte Schuss eines kaiserlichen Offiziers traf Fiete Peter in den Kopf.¹³ Er starb sehr schnell und war das erste Opfer der Konterrevolution.

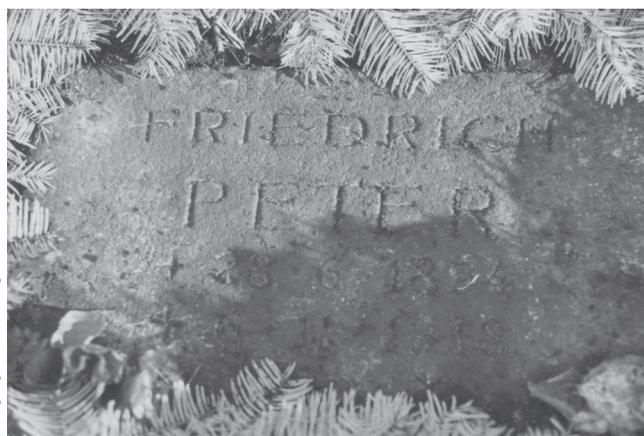
Die erste Pressemeldung vom Tod des jungen Revolutionärs erschien in der Erstausgabe der „Roten Fahne“, dem amtlichen Organ des Arbeiter- und Soldatenrates, am 8. November 1918. Auch in der Ausgabe des folgenden Tages wurde der Tod Fiete Peters kurz erwähnt. Das tragische Ereignis löste besonders in den Reihen der Arbeiterjugend große



Fiete Peter, Aufnahme des Erkennungsamtes der Hamburger Polizei, Anfang September 1918. Foto: Staatarchiv Hamburg.

Betroffenheit aus, da er nicht nur sehr bekannt, sondern auch außerordentlich beliebt gewesen war.

An der Bestattung der zehn ersten „Revolutionsopfer“ am 12. November nahmen ungefähr 20 000 Trauergäste



Kissenstein von Friedrich (Fiete) Peter. Der Stein befindet sich in der ersten Reihe der Begräbnisstätte „Revolutionsgefallene 1918-1920“ auf dem Friedhof Ohlsdorf, 7.1.2018. Foto: Hans-Kai Möller.

teil. Es sprachen u. a. der Vorsitzende des Hamburger Arbeiter- und Soldatenrates Heinrich Laufenberg und als Vertreter der Arbeiterjugend der Schriftsetzer Max Uhlig, der mit Fiete Peter in der legalen und später illegalen „Freien Jugendorganisation“ sowie im Wanderverein „Jungvolk“ zusammengearbeitet hatte. Uhlig erinnerte in seiner Trauerrede ausdrücklich an seinen engen Kampfge-

fährten.¹⁴

Durch ihre Aufsätze und Erzählungen haben auch weitere Jugendgenossen Fiete Peters wie Rudolf Lindau, Richard Gyptner und besonders der Arbeiterschriftsteller Willi Bredel dazu beigetragen, dass die Erinnerung an den mutigen Kriegsgegner nie ganz verblasste.¹⁵

Hans-Kai Möller

-
- 1 Staatsarchiv Hamburg (STAHH), Polizeibehörde, Abt. IV: Politische Polizei, 331-3, 23924, Schriftliche Erklärung Fiete Peters gegenüber dem Untersuchungsrichter des Reichsgerichtes Dr. Albert vom 3.11.1918.
 - 2 Gedenkstätte Ernst Thälmann (GET), Bestand Fiete Peter, Handschriftliche Notizen von P. (Paul) Oehring.
 - 3 StAHH 331-3, 23924, Erklärung Fiete Peters.
 - 4 Volker Ullrich: Die Hamburger Arbeiterbewegung am Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zur Revolution 1918/19, Diss. phil., Hamburg 1976, Teil 1, S. 485.
 - 5 StAHH, 331-3, 23924, Erklärung Fiete Peters.
 - 6 StAHH, 333-3, 23924, Auszüge aus den Versammlungsberichten über den Maschinenbauer Friedrich Karl August Peter.
 - 7 Ullrich, Teil 1, S. 341.
 - 8 StAHH, Polizeibehörde, Abt. IV: Politische Polizei, 331-3, 23864, Wanderverein „Jungvolk“.
 - 9 Ullrich, Teil 1, S. 485.
 - 10 Ullrich, Teil 2, S. 174 und Richard Gyptner: Fiete Peter, in: Deutschlands Junge Garde. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend, Berlin 1. Auflage 1954, S. 151/152.
 - 11 Willi Bredel: Die Söhne, Roman, Berlin und Weimar 1975, S. 165-167.
 - 12 StAHH 331-1, 23924, Akte Fiete Peter.
 - 13 Ich folge in meiner Darstellung der Akte Fiete Peter im Staatsarchiv, der Darstellung der Todesursache laut Totenschein, vgl. Harald Bichels: Opfer der Revolutionsjahre. Eine Grabanlage auf Hamburgs Hauptfriedhof Ohlsdorf (Teil 1) in: Zeitschrift für Niederdeutsche Familienkunde, Heft 2/2017, S. 48/49 und Willi Bredel: Der erste Jungkommunist, in: Deutsche-Zentral-Zeitung, Moskau, Jg. 10, Nr. 202, 2. Sept. 1935. Wenig glaubwürdig scheint mir dagegen die von mehreren Autoren übernommene Darstellung von Richard Gyptner, S. 152/153 zu sein.
 - 14 Hamburger Nachrichten v. 13.11.1918, Morgenausgabe, und Hamburger Echo v. 13.11.1918.

- 15 Siehe u. a.: Rudolf Lindau: Während der Novemberrevolution in Hamburg, in: Vorwärts und nicht vergessen. Erlebnisberichte aktiver Teilnehmer der Novemberrevolution, Berlin 1958, S. 250, Richard Gyptner: Fiete Peter, in: Deutschlands junge Garde. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend, Berlin 1. Auflage 1954, S. 151–153, Willi Bredel: Die Söhne, Roman, Berlin und Weimar, S. 115–246 und Willi Bredel: Unter Türmen und Masten, Berlin und Weimar 1977, S. 260–268.

Die 26. Fuhlsbüttler Filmtage und die Novemberrevolution 1918/19

Ein gutes Händchen bei der FilmAuswahl, ein engagiertes Kollektiv und ein politisch interessiertes Publikum sind die Dinge, die die Fuhlsbüttler Filmtage seit Jahren auszeichnen. Angesichts des historischen Großthemas des Jahres 2018, nämlich „100 Jahre Novemberrevolution“, war der thematische Schwerpunkt schnell festgelegt. Bemerkenswert war die FilmAuswahl, die verdeutlichte, auf welcher unterschiedlichen Art und Weise das Thema „Novemberrevolution“ filmisch umgesetzt wurde.

Die Defa-Dokumentation „Matrosen in Berlin“ von Günter Jordan stellt die Geschichte der Volksmarinedivision dar und lieferte einen guten Überblick über die Berliner Revolutionsereignisse. Nun gibt es über die Novemberrevolution kaum Filmaufnahmen, so dass der Regisseur auf das Abfilmen von Fotos zurückgriff, was einerseits viele unbekannte Aufnahmen zu Tage förderte, andererseits den Film sehr statisch machte. Auch fiel negativ auf, dass das eine oder andere Foto nicht in Berlin, sondern in München oder während der Ruhrkämpfe 1920 entstanden war.

Bevor der nächste Film startete, informierte Hans-Kai Möller in einem

November Revolution

1. Nov. 19:00
Matrosen in Berlin
(Dok. DDR 1978)
Die Dichter und die
Räterepublik
(Dok. BRD 1990)

2. Nov. 19:00
Karl-Liebkecht-Film
»Trotz alledem«
DDR 1972
mit Horst Schulze

26. Fuhlsbüttler Filmtage
Gemeindesaal St. Marien ■ Am Hasenberg 44
Willi-Bredel-Gesellschaft Geschichtswerkstatt e.V.
www.bredelgesellschaft.de

Plakat der 26. Fuhlsbüttler Filmtage. Gestaltung: René Senenko.

prägnanten Kurzvortrag über die diversen Solidaritäts- und Gekendemonstrationen, mit denen die Hamburger Revolutionäre der Ermordung von Rosa Luxemburg, Karl Liebkecht und den Opfern des weißen Terrors nach der Niederschlagung der Bayerische Räterepublik

publik gedachten. Damit lieferte er das Stichwort für den nächsten Film über den auch „Münchener Räterepublik“ genannten Versuch, im Süden Deutschlands den Sozialismus durchzusetzen. Bemerkenswert bei der Dokumentation von Wolfgang F. Henschel „Die Dichter und die Räterepublik“ war, dass sie im Gegensatz zu Jordans Film gänzlich auf historisches Fotomaterial verzichtete. Stattdessen wurden historische Ereignisse szenisch inszeniert und die noch existierenden Orte wie z. B. der Münchener Hauptbahnhof, wo die Bayerische Rote Armee die erste Konterrevolution am Palmsonntag 1919 niederschlug, in die Dokumentation integriert. Henschel wies auf den Umstand hin, dass auffällig viele Schriftsteller wie Ernst Toller, Gustav Landauer, Oskar Maria Graf, B. Traven und Erich Mühsam in z. T. leitender Funktion an der Räterepublik teilnahmen. Einziger Wermutstropfen waren die langatmigen Rezitationen aus den Werken eben dieser Schriftsteller.

Der zweite Abend war gleichfalls für Cineasten und für an den politischen Ereignissen Interessierten ein Hochgenuss. Günter Reisch, bekannter Defa-Regisseur, schuf mit „Trotz alledem!“ einen sehr intensiven Spielfilm, der Karl Liebknechts Wirken während der Novemberrevolution bis zu seiner von der SPD-

Führung angezettelten Ermordung am 15. Januar 1919 zeigte. Intensive Bilder, die bloß andeuteten und deshalb um so mehr aussagten, sehr gute Schauspieler und mit dem wenige Tage vor den Filmtagen verstorbenen Horst Schulze einen überragenden Liebknecht-Darsteller machten den Film zu einem echten Sehgenuss. Das ging aber nicht zu Lasten der Handlung. Reisch verdeutlichte besonders nachdrücklich die schwierige Situation Liebknechts, der sehr populär war, aber dem keine schlagkräftige Organisation zur Verfügung stand, um die revolutionären Ereignisse im Sinne des Sozialismus voranzutreiben.

Insgesamt gelang es mit den Filmen, die wesentlichen Handlungslinien der Novemberrevolution, ihren proletarischen Charakter, den Verrat der sozialdemokratischen Führung an der Revolution und die verhängnisvolle Rückkehr des preußischen Junkerunwesens nachzuzeichnen. Als erfreulich ist auch zu vermerken, dass das Publikum nicht nur zum Konsumieren anwesend war, sondern vor und nach den Vorführungen das Gespräch suchte und damit den politischen Faden, den „die Bredels“ auslegten, weitersponnen und hoffentlich mit nach Hause nahmen.

Herbert Schneider

Novemberrevolution 1918/19 in Hamburg: Eine Nachlese Solidarität mit den Opfern der Konterrevolution in Berlin und München

Kaum Beachtung fand bisher in den zahlreichen Veröffentlichungen,

dass in Hamburg während der Novemberrevolution und den Monaten unmit-

telbar danach mehrere große Solidaritätsdemonstrationen mit den Opfern der Konterrevolution in Berlin und München stattfanden. An drei dieser eindrucksvollen Manifestationen soll hier kurz erinnert werden. Sie machten zum einen deutlich, wie stark der Solidaritätsgedanke damals verbreitet war, und zum anderen, dass die Hamburger Arbeiterschaft die Revolution als eine gesamt nationale Bewegung begriff.

Anders als in Berlin hatte in Hamburg bereits am 6. November 1918 ein provisorischer Arbeiter- und Soldatenrat die politische Macht übernommen. An der Spitze dieses Gremiums standen der Hamburger USPD-Vorsitzende Friedrich Kalweit und der Matrosenmaat Friedrich Zeller. Nach den bereits am 8. November 1918 durchgeführten Delegiertenwahlen in den Betrieben konstituierte sich bald ein neuer Arbeiter- und Soldatenrat, der am 11. November Dr. Heinrich Laufenberg zu seinem Vorsitzenden wählte. Der ehemalige Sozialdemokrat, der zur Gruppe der sogenannten Linksradikalen gehörte, war insbesondere wegen seines konsequenten Widerstandes gegen den Krieg in der Hamburger Arbeiterbewegung sehr populär.

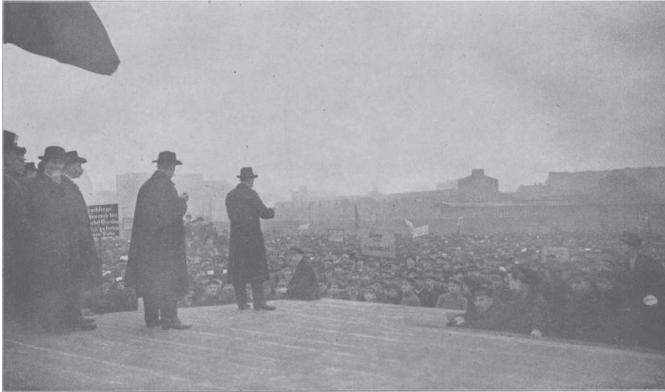
Die dramatischen Vorgänge in Berlin und München führten auch in Hamburg zu einer massiven Empörung der Arbeiterschaft: Drei Tage nach der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Berlin versammelten sich am 18. Januar 1919 ca. 100 000 Arbeiter auf dem Heiligengeistfeld zu einer Protestkundgebung. Im Anschluss daran zogen sie in einer riesigen Demonstration zum Rathausmarkt. Dort prangerten Heinrich Laufenberg und der Rechtsanwalt Dr. Carl Herz (USPD) den Mordter-



Die Vorsitzenden der Hamburger Arbeiter- und Soldatenräte. Foto aus: Paul Neumann: Hamburg unter der Regierung des Arbeiter- und Soldatenrates, Hamburg 1919, o. S.

ror der Konterrevolution in Berlin an. Auf Anordnung des Arbeiter- und Soldatenrates hatten alle öffentlichen Gebäude in Hamburg halbmast geflaggt.¹ Der Arbeiterrat beschloss außerdem eine Delegation zur Beisetzung Karl Liebknechts nach Berlin zu entsenden.²

Aber auch die Vorgänge in München wurden in der Hamburger Arbeiterbewegung aufmerksam verfolgt. So reagierte sie auf die Ermordung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner mit einer Massenkundgebung am 26.



Protestversammlung gegen die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg auf dem Heiligengeistfeld, 18.1.1919. Foto aus: Neumann, S. 96.

Februar 1919 ebenfalls auf dem Heiligengeistfeld. Der unabhängige Sozialdemokrat war ein Opfer des rechtsradikalen Leutnants Graf von Arco-Valley geworden. Der Mörder hatte seine Tat mit den Zeilen: *„Ich hasse den Bolschewismus, ich liebe mein Bayernvolk, ich bin ein treuer Monarchist, ein guter Katholik....Er [Eisner] ist ein Bolschewist. Er ist Jude. Er ist kein Deutscher. Er verrät das Vaterland....“* zu begründen versucht.“³

Auf der Kundgebung sprach wiederum Heinrich Laufenberg, zusammen mit vier Rednern der USPD unter ihnen

Ernst Thälmann. Die Versammlungsteilnehmer ehrten die Mordopfer Kurt Eisner, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht u. a. durch das Abnehmen ihrer Kopfbedeckungen.⁴

Kurz nach der Erschießung des zeitweiligen Führers der Münchener Räterepublik, Eugen Leviné, riefen in Hamburg USPD, KPD und die Revolutionären Obleute zu einer Protestkundgebung am 6. Juni 1919 auf, auch dieses Mal wieder auf dem Heiligengeistfeld. Dem Aufruf schloss sich sogar die SPD an.⁵ Nach der Kundgebung bewegte sich ein riesiger Demonstrationzug zum



Demonstration der Hamburger Arbeiterschaft anlässlich der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg auf dem Hamburger Rathausmarkt, 18.1.1919. Foto aus: Neumann, S. 80.

Rathausmarkt. Dort sprach abermals Heinrich Laufenberg. Die Demonstranten verlangten nachdrücklich die Rathausfahne zu Ehren Eugen Levinés auf halbmast zu setzen. Ein Bürgerschaftsabgeordneter der USPD hisste auf dem Rathaus die rote Fahne. Kurz danach holte ein Provokateur die Fahne wieder herunter. Als nun drei USPD-Abgeordnete, unter ihnen Ernst Thälmann, die Fahne am Balkon des Rathauses befestigen wollten, stürzte sich ein konservativer Abgeordneter auf Thälmann und versuchte ihm die Fahne zu entreißen. Ernst Thälmann, der kräftige ehemalige Wäschereikutscher, ließ sich jedoch nicht lumpen und drückte den Konservativen in eine Ecke, nahm ihm die Fahne ab und befestigte sie am Rathausbalkon.⁶ So flatterte auch gut zwei Monate nach der Auflösung des Arbeiter- und Soldatenrates noch einmal die rote Fahne am Hamburger Rathaus.

Hans-Kai Möller



Beisetzung Karl Liebknechts am 25.1.1919 in Berlin. Foto aus: Günther Hortschansky (u. a.): Illustrierte Geschichte der Novemberrevolution in Deutschland, Berlin 1968, S. 342.

Bei diesem Artikel handelt es sich um einen leicht bearbeiteten und erweiterten Redebeitrag, den der Autor bei den Fuhlsbüttler Filmtagen 2018 hielt.

- 1 Autorenkollektiv unter Leitung von Günter Hortschansky: Ernst Thälmann. Eine Biographie, Frankfurt am Main 1979, S. 62.
- 2 Paul Neumann: Hamburg unter der Regierung des Arbeiter- und Soldatenrats. Tätigkeitsbericht erstattet im Auftrage der Exekutive des Arbeiterrats Groß-Hamburg, Hamburg 1919, S. 66.
- 3 Gerhard Schmolze (Hrsg.): Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten, München Juni 1978, S. 228.
- 4 Hortschansky, S. 63.
- 5 Hortschansky, S. 68.
- 6 Hortschansky, S. 69 und Volker Stalmann: Die Revolution von 1918/19 in Hamburg. Vom Räteradikalismus zum hanseatischen Parlamentarismus, in: Detlef Lehnert: Revolution 1918/19 in Norddeutschland, Berlin 2018, S. 168.

Neue Perspektiven auf die Hamburger Kolonialzeit

Der Arbeiter- und Soldatenrat übergab im März 1919 die Regierungsgewalt an die neu gewählte Bürgerschaft. Einer ihrer ersten Beschlüsse war die Gründung der Hamburger Universität, die aus dem vormaligen „Hamburgischen Kolonialinstitut“ von 1908 entstand. Der Versailler Vertrag war noch nicht unterschrieben und die Weimarer Verfassung noch nicht in Kraft getreten, aber mit der Kapitulation von Lettow-

tiert. Der Allgemeine Studentenausschuss (ASTA) an der Universität veröffentlichte 1969 die kollektiv entstandene Textsammlung „Das permanente Kolonialinstitut – 50 Jahre Hamburger Universität“. Hierin wird u.a. über den Sturz des Wissmann-Denkmals durch Studenten am 8. August 1967 berichtet. Dieser Denkmalsturz wird übrigens in Uwe Timms 68er-Roman „Heißer Sommer“ literarisch verarbeitet.



Einweihung des Wissmann-Kolonialdenkmals an der Hamburger Universität, 1922. Foto aus: Hans Zache, Das deutsche Kolonialbuch, Leipzig 1925.

Vorbeck am 25. November 1918 war die deutsche Kolonialzeit bereits zu Ende. Dennoch wurden Teile des Kolonialinstituts in die Universität übernommen und seine Bibliothek als „Hamburger Welt-Wirtschafts-Archiv“ fortgeführt. Sein 1911 fertiggestelltes Vorlesungsgebäude ist bis heute das Hauptgebäude der Universität, gelegen an der Edmund-Siemers-Allee, benannt nach einem Hamburger Kolonialkaufmann.

Seit einem halben Jahrhundert wird der Zusammenhang zwischen Kolonialinstitut und Universität kritisch disku-

Das Denkmal für den früheren Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Hermann von Wissmann (1853-1905), stand seit 1909 am Hafen in Dar-es-Salaam und wurde 1922 neben dem Hauptgebäude der Universität in Hamburg erneut errichtet. Nach seinem Sturz eingelagert, wurde es erst wieder für eine Kunstaktion von HMJokinen von Oktober 2004 bis November 2005 an den Hamburger Landungsbrücken aufgestellt, um neue Perspektiven auf die Kolonialzeit zu eröffnen. Das Jahr 2004 war nicht grundlos gewählt, jährte sich doch

der Genozid an den Herero und Nama zum hundertsten Mal.

Das Wissmann-Denkmal wurde erst wieder 2018/19 in zwei Ausstellungen thematisiert: „Visuelle Skepsis im öffentlichen Raum. Der Umgang mit 'belasteten' Denkmalen“ in der Staats- und Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky und „68 Pop und Protest“ im Museum für Kunst und Gewerbe.

Allerdings thematisiert die Universität in ihren verschiedenen Festakten und Projekten rund um die 100-Jahr-Feier ihren Ursprung im Kolonialinstitut nicht. Nur der Arbeitskreis Hamburg Postkolonial führt unter dem Titel „Echos unter der Weltkuppel“ einen Rundgang durch, um sichtbare und beseitigte koloniale Zeichen im und am Hauptgebäude aufzusuchen.¹

Der Versuch, neue Perspektiven auf die belastete Vergangenheit zu vermitteln, ist Teil unserer Arbeit und einer der Forderungen des Arbeitskreises Hamburg Postkolonial. Wir berichteten in den letzten Rundbriefen darüber, was dazu vor und nach Gründung der Forschungsstelle "Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung" an der Universität in Hamburg passierte und welche Aktivitäten wir zugunsten einer Umbenennung der Straßen Woermannsweg und Woermannsstieg in Ohlsdorf entwickelten.

Im April 2018 gab es nun einen Senatsempfang im Rahmen der vom Arbeitskreis Hamburg Postkolonial mitveranstalteten Konferenz „Koloniales Vergessen: Quo vadis, Hamburg?“, zu dem auch eine Delegation von Herero- und Nama-Nachfahren aus New York angereist war. Mit Bezug auf den Völkermord von 1904 sagte dort Hamburgs Kulturse-

nator Carsten Brosda: „*Ich bitte Sie ausdrücklich um Vergebung für die Beteiligung unserer Stadt an dem Leid, das Ihren Vorfahren und Ihren Völkern in deutschem Namen angetan wurde.*“² Die Herero- und Nama-Organisation schlug



Unter den Namen der Förderer des Kolonialinstituts ist auch Adolph Woermann. Tafel in der Aula des heutigen Hauptgebäudes der Universität Hamburg während einer postkolonialen Begehung, 30.10.2009. Foto: Stilla Seis.

vor, Straßennamen, die nach Adolph Woermann benannt sind, nach Persönlichkeiten der afrikanischen Befreiungsbewegungen umzubenennen.

Das nahm das Hamburger Wochenblatt, Ausgabe Langenhorn/Fuhlsbüttel am 18.4.2018, zum Anlass zu fragen: „Kolonialzeit-Verbrechen, Thema im Rathaus, Vergessen im Bezirk?“ Außerdem wurde die Bredel-Gesellschaft von Bewohnern des Stadtteils angesprochen, wann denn hier endlich etwas im Sinne einer Umbenennung passieren würde.

Auch wenn es auf Stadtteilebene

derzeit stockt, passiert in der Stadt einiges. So fand der „Runde Tisch Koloniales Erbe“, ursprünglich 2014 von den im Senatspapier beinahe vergessenen Initiativen ins Leben gerufen, mittlerweile 2017 und 2018 dreimal in größerem Rahmen statt, zusammen mit Vertretern der Kulturbehörde in den Museen für Hamburgische Geschichte und für Völkerkunde (heute MARKK) sowie im Plenarsaal der Handelskammer. Dort hatten

stadtteilbezogenes Anliegen Teil eines hamburgweiten Konzepts und bekäme mehr Gewicht gegenüber dem störrischen Regionalausschuss hier bei uns im Norden.

Ein Ort, in dessen Namen „Völkerkundemuseum“ sich der traditionelle, paternalistische Zugang zu anderen menschlichen Gesellschaften manifestierte, wurde in „Museum am Rothenbaum, Kulturen und Künste der Welt“



Deutsche Kolonialtruppen 1904 auf dem Weg nach Namibia. Adolph Woermann besaß ein Monopol auf die Truppentransporte für die Kolonialkriege in Afrika. Foto: <http://www.afrika-hamburg.de/global-players2.html>.

lt. Protokoll „über 70 VertreterInnen aus Zivilgesellschaft, Kultur, Hochschulen, Kirchen, Religionsgemeinschaften, Wirtschaft, Verwaltung und Politik“³ teilgenommen. Interessanterweise war in diesem Tagungsraum, wo Ölgemälde aller Handelskammer-Präsides hängen, das Bild von Adolph Woermann bereits entfernt worden.

Hinsichtlich der Straßenumbenennungen ist dort derzeit Konsens, dass im bisher noch nicht konstituierten Beirat zum Runden Tisch, der diesen gegenüber der Kulturbehörde vertreten soll, eine AG Straßenumbenennungen gegründet werden soll. Dadurch würde also unser

(MARKK) umbenannt. Es hat nun den Anspruch, auf Augenhöhe und in Partnerschaft mit Herkunftsgesellschaften und Diaspora-Gemeinschaften zusammenzuarbeiten.

Das Museum für Kunst und Gewerbe setzt sich derzeit unter dem Titel „Raubkunst? Provenienzforschung zu den Sammlungen des MKG“ mit der Herkunftsgeschichte seiner drei Benin-Bronzen auseinander. Die Erfassung der Erwerbsgeschichten seiner Sammlung dürfte für das MARKK eine wesentlich größere Herausforderung sein.

Im Rahmen des europäischen Kulturerbe-Jahres 2018 „Sharing Heritage“

wurde auf Kampnagel auch die Kolonialzeit und ihre Auswirkungen bis in die Gegenwart thematisiert. Den Produktionen „Planet Kigali“ und „Rwandan Arts Klub“ wurde deshalb am 12. Dezember 2018 eine Diskussion über die „geteilte Vergangenheit“ vorangestellt. Bemerkenswert fand ich den Vortrag der ruan-dischen⁴ Politikwissenschaftlerin Assumpta Mugiraneza, die über die Wahrnehmung der Kolonisten aus der Perspektive der dortigen Bevölkerung referierte. Sie stellte klar, dass es wichtig ist, vom Opfer-Täter-Verhältnis weg, zu einer gemeinsamen Perspektive zu kommen und sich als Nachgeborene auch die Frage zu stellen, was afrikanische Gesellschaften den Europäern bieten können.

Der neuste Vorschlag zur Gedenkpolitik kommt vom Pastor im Ruhestand Ulrich Hentschel. Er schlägt ein antikoloniales Mahnmahl zwischen dem „Afrikahaus“ (Sitz der Firma Woermann), der Hauptkirche St. Petri und dem Rathaus vor.

Gleichzeitig hat sich aber auch ein Rollback in einigen Teilen der Gesellschaft vollzogen, was beispielsweise dazu führte, dass vor dem Beginn der Diskussion beim Runden Tisch in der Handlungskammer über einen Verhaltenskodex, „keine offenen oder unterschweligen fremdenfeindlichen, rassistischen, antisemitischen, sexistischen, diskriminierenden und/oder kolonialrevisionistischen Positionen (zu) tolerier(en)“,⁵ abgestimmt werden musste. Warum? Weil beim vorherigen Treffen ein für solche Tendenzen einschlägig bekanntes AfD-Mitglied anwesend war.⁶

Kolonialverbrecher beim Namen zu nennen, sich für einen Genozid zu

entschuldigen, Straßen nach afrikanischen Widerstandskämpfern zu benennen und ein Denkmal zu fordern ist das eine.⁷ Unsere Kritik muss aber auch dem heutigen Wirtschaftssystem gelten, das die Länder des Südens bis heute benach-



Installation „Strandgut aus Lampedusa“ von Hannimari Jokinen und Askavusa in der Hamburger Ausstellung „ort_m [migration memory]“, 15.1.2016.

Foto: Holger Tilicki.

teilt. Ein Ergebnis davon sehen wir täglich: Menschen verlassen ihre Heimat, um unter Einsatz ihres Lebens die Sahara und das Mittelmeer in Richtung Europa zu durch- bzw. überqueren. Rettungseinsätze werden zynischer Weise kriminalisiert und die Überlebenden werden als billige Arbeitskräfte ausgebeutet und sind zusätzlich rassistischen Anfeindungen ausgesetzt.

Derzeit ist die Volksrepublik China

in Afrika auf eine Weise aktiv, die den von „Dritte-Welt-Gruppen“ in den 1980er Jahren angemahnten Süd-Süd-Wirtschaftsbeziehungen sehr nahe kommt. Selbstverständlich verfolgt auch China dabei seine eigenen Interessen, aber den ehemaligen Kolonialmächten fällt dazu nur die Beschimpfung „Kolo-

nialismus!“ ein.

„Das permanente Kolonialinstitut“ existiert heute strukturell also immer noch, auch wenn Hamburg sich mittlerweile um einen Perspektivwechsel bemüht.

Holger Tilicki

-
- 1 Das Datum des Rundgangs kann unter <http://www.afrika-hamburg.de/aktuelles.html> aufgerufen werden.
 - 2 Die Tageszeitung, TAZ-Nord, 11. 4. 2018 <http://www.taz.de/!5496926/>, abgerufen am 28.12.2018.
 - 3 Dr. Thomas Overdick, Protokoll zum Runden Tisch Koloniales Erbe, 07.09.2018, Handelskammer Hamburg, S. 1.
 - 4 Ruanda war von 1890 bis 1919 Teil von Deutsch-Ostafrika.
 - 5 Overdick, S. 2.
 - 6 Die Tageszeitung, TAZ-Nord, 30.3.2018 <http://www.taz.de/Eklat-am-Runden-Tisch/!5492588/>, Abgerufen am 26.1.2019
 - 7 Zur Information: Resolution der Selbstorganisationen der Schwarzen und afrikanischen Communities sowie postkolonialer Initiativen zum 100. Jahrestag des Endes des deutschen Kolonialreichs in Afrika vom 25.11.2018 <http://www.hamburg-postkolonial.de/PDF/ResolutionBundestreffen181118.pdf> Abgerufen am 29.12.2018.

Das Stadthaus: Zentrale des NS-Terrors in Hamburg

Seit Jahrzehnten schon stiehlt sich die Stadt Hamburg aus ihrer Verantwortung für das Gedenken an die Gräueltaten, die in der Zeit des Nationalsozialismus im Stadthaus begangen und auch von dort aus weit über die Grenzen Hamburgs hinaus, organisiert wurden. Das Stadthaus war von 1933 bis 1943 als Sitz der Gestapo und aller Polizeibehörden der zentrale Ort des Nazi-Terrors in Hamburg. Von hier aus brachen die

Schläger-Trupps des „Kommandos zur besonderen Verwendung“ zu Razzien und Verhaftungen auf. Hier war der Ort der Folter-Verhöre, denen Tausende ausgeliefert waren und die viele nicht überlebten. Hier wurden die Deportationen von Jüdinnen und Juden, Sinti und Roma organisiert. Die Gestapo war auch für die Überwachung der zivilen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter zuständig, in Wilhelmsburg betrieb

sie am Langen Morgen eines der berüchtigten „Arbeiterziehungslager“ mit Lebens- und Arbeitsbedingungen fast wie in einem Konzentrationslager.

Im Jahr 1943 wurde das Gebäude von Bomben getroffen und die Gestapo-Zentrale verlegt. Später zog hier die Hamburger Baubehörde ein. Schon 1948 stellten „die politisch und rassistisch Verfolgten in der Baubehörde“ einen Antrag auf Errichtung eines Erinnerungsdenkmals. Erst 1981 wurde nach jahrelangen Bemühungen der Gewerkschaft ÖTV und gegen viele Widerstände aus der Politik zumindest eine Gedenktafel am Gebäude Stadthausbrücke Nr. 8 angebracht. Siebzig Jahre lang hat sich die Stadt Hamburg ihrer Verantwortung für das Gedenken an Verfolgung, Terror und Widerstand gegen die NS-Diktatur an diesem Ort nicht gestellt. Es gibt bis heute keinen Ort in Hamburg, an dem die ganze Breite und Vielfalt des Widerstandes dokumentiert wird.

Mit dem Verkauf der Stadthöfe im Jahre 2009 an die Quantum Immobilien AG wurde diese Verantwortung an einen privaten Investor übergeben. Dieser musste sich beim Kauf verpflichten, im Stadthaus auf 750 Quadratmetern einen Gedenk- und Lernort einzurichten, zu finanzieren und dauerhaft zu betreiben. Er sieht seine mit dem Kaufvertrag eingegangene Verpflichtung damit eingelöst, dass in den dafür vorgesehenen Räumen mietkostenfrei eine Buchhandlung mit Café eröffnet wurde, die nebenbei auf den verbliebenen 50 Quadratmetern einen „Geschichtsort“ mitbetreiben soll. Der Senat und die Mehrheit der Bürgerschaft haben an dieser „Lösung“ nichts auszusetzen. Kommerz ist offensichtlich wichtiger als Gedenken.

Alternativen zu dieser „Lösung“ wurden nie ernsthaft erwogen, Verfolgtenverbände, Initiativen oder Museumsexperten wurden erst in die Beratungen einbezogen, als die Verträge schon unterschrieben waren. Gegen die Privatisierung und Kommerzialisierung des Gedenkens und gegen diese Geschichtsvergessenheit von Senat und



Das Hamburger Stadthaus mit Polizeipräsidium und Sitz der Gestapo 1935. Foto: Bildarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg.

Bürgerschaftsmehrheit gründete sich im Herbst 2017 aus den Geschichtswerkstätten heraus und unter Beteiligung von Mitgliedern der Bredel-Gesellschaft der „Förderkreis Gedenkstätte und Lernort Stadthaus“. Daraus entstand Anfang 2018 eine breite Protestbewegung, die

sich in der „Initiative Stadthaus“ organisiert hat und mit vielfältigen Aktionsformen ihren Protest zum Ausdruck bringt.



An die 300 Menschen versammelten sich am 30. Januar 2018 vor den "Stadthöfen" zur ersten Kundgebung, um gegen die Kommerzialisierung der Gedenkkultur in Hamburg zu protestieren. Seit über einem Jahr finden an jedem Freitag Mahnwachen dort statt. Foto: Holger Tilicki

Diese vielfältigen Proteste haben ein breites Medienecho gefunden, das auch die Politik nicht unbeeindruckt gelassen hat. Es wurden Mittel für eine künstlerische Installation vor der Buchhandlung und eine Stelle für die Betreuung des „Geschichtsortes“ bewilligt. Außerdem wurde ein „Beirat“ eingerichtet, der wohl

den Protest von der Straße holen und den Eindruck von Beteiligung vermitteln soll. Trotzdem finden neben einigen Kundgebungen seit über einem Jahr an jedem Freitag Mahnwachen an der Ecke Stadthausbrücke und Neuer Wall statt.

An der grundsätzlichen Problematik einer Privatisierung von Gedenkpolitik ändert sich mit den von der Politik beschlossenen Maßnahmen allerdings nichts. Die vielen Organisationen und Initiativen, die sich zum Protest zusammengeschlossen haben, fordern weiterhin, dass Senat und Bürgerschaft darauf bestehen, dass die Quantum Immobilien AG ihrer Verpflichtung nachkommt. Ein angemessener und würdiger Gedenk-, Lern- und Dokumentationsort ist unverzichtbar.

Darüber hinaus muss ein geeigneter Träger gesucht werden, wie z. B. die KZ-Gedenkstätte Neuengamme, der den dauerhaften Betrieb übernehmen kann. Quantum und die Freie und Hansestadt Hamburg müssen die dafür notwendigen finanziellen und personellen Ressourcen zur Verfügung stellen. Es gibt in den Stadthöfen nach wie vor genügend unvermietete Räume, die dafür in Frage kämen. Wie es sich bei den bisherigen Auseinandersetzungen gezeigt hat, bringt nur ein starker öffentlicher Druck, der die kommerziellen Interessen durchkreuzt, die Verantwortlichen dazu, sich in die richtige Richtung zu bewegen. Dieser Druck muss weiterhin aufrechterhalten werden.

Uwe Leps

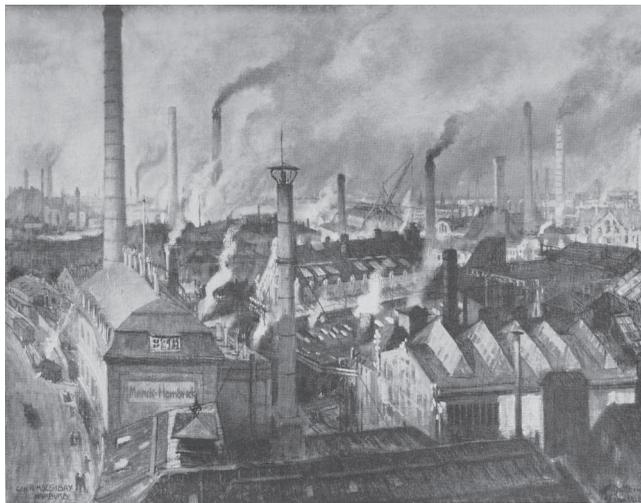
Weiter Informationen über den Förderkreis Gedenkstätte und Lernort Stadthaus:
www.foerderkreis-stadthaus.de

Friedhof Ohlsdorf, 13.3.1959: Vor 60 Jahren wurde Erich („Vatti“) Hoffmann beigesetzt

An diesem Tag versammelten sich ca. 2 000 Menschen auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Sie zogen vom großen Saal des Krematoriums in einem Trauerzug zum Ehrenhain der Widerstandskämpfer, der sich damals neben der Gedenkstätte für die Revolutionsgefallenen

Flottenprogramms. Auch sein Sohn Erich wurde Metallarbeiter. Er begann 1922 eine Lehre als Kernmacher (Hersteller von Kernen für Gussformen) in der Gießerei der Germania-Werft. Im selben Jahr schloss sich Erich Hoffmann der Kommunistischen Jugend Deutsch-

Die Maschinenfabrik und Eisengießerei Menck & Hambrock (im Vordergrund) war der größte Industriebetrieb Altonas. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller, nach einem Gemälde von Prof. Wilhelm Battermann, 1918.



befand.¹ Die außergewöhnlich große Trauergemeinde wollte offenbar einen außerordentlich bekannten und beliebten Verstorbenen ehren. Wer war dieser Mann mit dem liebevollen Spitznamen „Vatti“?

Erich Hoffmann wurde am 13.2.1906 in Zerbst/Sachsen-Anhalt geboren. Sein Vater Otto Hoffmann war Dreher und zog mit seiner Familie bald nach Kiel, wo er Arbeit auf einer Werft fand. Es war die Zeit des kaiserlichen

lands (KJD) an, zwei Jahre später auch dem Deutschen Metallarbeiter-Verband (DMV).² Wegen seiner Hilfsbereitschaft und seiner Fürsorge für die Lehrlingskollegen und seine Genossen in der KJD bekam er bereits damals den Spitznamen „Vatti“, abgeleitet von Vater. Mit diesem Namen wurde er von seinen Genossen und Freunden bis zu seinem Tode angesprochen.

Weil er arbeitslos war, verließ „Vatti“ Hoffmann 1927 Kiel und fand in

Altona bei der großen Maschinenfabrik Menck & Hambrock eine Anstellung.⁴ Der junge Metallarbeiter blieb politisch weiterhin aktiv und wurde bald Leiter

den Bürgerschaftsabgeordneten in Lübeck fest und lieferte ihn in das KZ Fuhlsbüttel ein. Bei Vernehmungen im Hamburger Stadthaus wurde er gefoltert



Erich Hoffmann (rechts) bei einem Ausflug mit Redaktionskollegen der HVZ. Links: Willi Bredel, 1932. Foto: Stiftung Akademie der Künste, Willi-Bredel-Archiv.

des Kommunistischen Jugendverbandes im Unterbezirk Hamburg und später Gauführer der Roten Jungfront, der Jugendorganisation des Roten Frontkämpferbundes. Nachdem er bereits in Kiel begonnen hatte, Arbeiterkorrespondenzen für die kommunistische Presse zu verfassen, wurde er 1929 Volontär und danach Redakteur bei der Hamburger Volkszeitung (HVZ).⁵ Die Hamburger Staatsanwaltschaft brachte es fertig, den jungen Redakteur auf Grund seiner Artikel allein von Oktober 1929 bis Februar 1930 achtundzwanzigmal wegen Vorbereitung zum Hochverrat anzuklagen. Das Reichsgericht verurteilte ihn daraufhin zu achtzehn Monaten Festungshaft, die er auf der Festung Gollnow in Pommern verbüßen musste.⁶ Da Hoffmann im September 1931 für die KPD in die Hamburger Bürgerschaft gewählt wurde, kam er vorzeitig frei.

Im März 1933 nahm die Polizei

und erlitt schwere Kopfverletzungen. Irrtümlicherweise entließ die Justiz den „Schutzhäftling“ im Juni 1933 aus dem KZ.⁷ Er ergriff diese Chance und floh nach Dänemark, nachdem er sich eine Woche lang bei seiner Freundin Käthe Blumenthal versteckt gehalten hatte. Aus Dänemark wies man ihn im März 1934 aus. Er gelangte über das Saargebiet und Frankreich schließlich in die Sowjetunion. Ursprünglich wollte er sich dort wegen seiner Kopfverletzungen, die zeitweise zu epileptischen Anfällen geführt hatten, operieren lassen. In Moskau stellte sich aber heraus, dass eine Operation nicht notwendig war. Dank der ärztlichen Behandlung ging es ihm allmählich wieder besser, so dass er eine militärische Ausbildung als Panzerfahrer absolvieren konnte.⁸ Sein Ziel war es als Freiwilliger die Spanische Republik im Kampf gegen die Franco-Putschisten zu unterstützen. Mit falschen Papieren auf

den Namen „Martin Anderson“ aus Windau/Lettland ging er am Pfingstsonntag 1937 in Istanbul an Bord eines spanischen Frachters, der ihn in das republikanische Valencia brachte.⁹

Anfang Juni erreichte er östlich von Madrid seine Truppeneinheit. Bereits im Juli 1937 bei der Brunete-Offensive durchschlug in der Nähe der Stadt El Escorial ein Granatensplitter die Wand seines Panzers. Erich Hoffmann überlebte, aber erlitt eine schwere Kopfverletzung. Nach seiner Genesung wurde er zum „Kriegskommissar“ ernannt und übernahm im Service Sanitär in Murcia die Verantwortung für den Nachschub von Medikamenten und Verpflegung. Als das Lazarett evakuiert werden musste, organisierte Hoffmann den Abtransport der Verletzten und der Sanitätseinrichtungen.¹⁰ Er verließ nach der Verabschiedung der Internationalen Brigaden Oktober 1938 Spanien. Im Februar 1939 wurde er in Frankreich verhaftet. Nun begann eine Odyssee durch die Internierungslager St. Cyprien, Gurs, Le Vernet und Angèles-sur-Mer.¹¹

Als das Vichy-Regime 1942 Juden aus den Internierungslagern an die Gestapo auslieferte, war Hoffmann auf Grund seiner falschen Identität darunter. Die Deutschen gingen nämlich davon aus, dass es sich bei „Martin Anderson“ um einen lettischen Juden handelte und deportierten ihn mit einer Gruppe jüdischer Kommunisten nach Auschwitz, in der sich u. a. seine KPD-Genossen Hermann Axen und Kurt Goldstein befanden.¹² „Martin Anderson“ kam mit seinen Genossen in das Außenlager Jawischowitz, wo sie in einer Kohlengrube schufteten mussten. Als Hoffmann in der Zeche einen Arbeitsunfall erlitt und zeit-

weilig nicht arbeiten konnte, überlebte er nur durch die Hilfe seiner Kameraden.¹³



Erich Hoffmann in der Uniform der Interbrigaden, vermutlich 1938. Foto: WBG-Archiv, Nachlass Hoffmann.

Auch unter den unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingen des KZ machte Erich Hoffmann seinem Beinamen „Vatti“ alle Ehre: Als eines Tages 160 jüdische Kinder aus Ungarn in das Lager eingeliefert wurden, erreichten die politischen Häftlinge, dass „Martin Anderson“ zum Stubenältesten des Block 10 bestimmt wurde, in dem die Kinder einquartiert worden waren. Er kümmerte sich wahrhaft „väterlich“ um sie und organisierte u. a. zusätzliches Essen, Krankmeldungen zur Erreichung von Ruhezeiten und tägliche Bademöglichkeiten. Seinen Genossen und ihm gelang



Bergmann an der Schüttelrutsche im Kohlenbergbau, ohne Helm und Grubenlampe, 1931. Unter ähnlichen Bedingungen wurde auch in den Gruben von Jawischowitz Steinkohle gefördert. Foto: Sammlung Hans-Kai Möller.

es nicht nur das Überleben fast aller Kinder in Jawischowitz zu ermöglichen,



Erich Hoffmann, um 1950. Foto: WBG-Archiv, Nachlass Hoffmann.

sondern sie nach der Auflösung des Lagers heil auf einem langen Evakuierungsmarsch nach Buchenwald zu bringen. Obwohl auch dort katastrophale Zustände herrschten, erlebten alle Kinder den Tag der Befreiung.¹⁴

Kameraden der illegalen Häftlingsorganisation verhalfen „Vatti“ Hoffmann zu einer neuen Identität: „Martin Anderson“ wurde nun in der Totenkartei geführt und er hieß „Jan Moll“. Mit 64 Buchenwald-Kameraden kehrte er in das zerstörte Hamburg zurück und beteiligte sich am Wiederaufbau der KPD Wasserkante und wurde im September 1945 zum zweiten Vorsitzenden dieses Bezirks gewählt. Seit März 1946 vertrat er mit Max Reimann die KPD der Britischen Zone im Zonenbeirat bei der Kontrollkommission für Deutschland. Im April wurde er Chefredakteur der nun wieder erscheinenden „Hamburger Volkszeitung (HVZ)“.¹⁵ Ein Zeitzeuge, der Journalist Günther Wilke, der am ersten April 1948 als Volontär bei der HVZ begann, erinnert sich an diese An-

fangsjahre nach dem Krieg:

„Die HVZ erschien dreimal in der Woche. Tägliches Erscheinen war nicht möglich, weil das Zeitungspapier kontingentiert war. Außerdem waren die Zensurbestimmungen der britischen Militärregierung so streng, dass nicht selten Korrekturen vorzunehmen waren....Mit den Seitenabzügen, bevor die Zeitung in Druck gehen konnte, mussten wir zum

zu „Vatti“ zur *Volontärsausbildung nach Blankenese*. Dort wurde uns das *journalistische Handwerk* beigebracht: Die *fünf Ws* (Wer; wie, was, wann und wo?, H. K. M.) oder wie schreibe ich eine *Reportage*? „Vatti“ sperrte uns ein, wenn er uns Texte von Egon Erwin Kisch oder Willi Bredel zum Lesen gab. Anschließend wurde über das Gelesene diskutiert. In keiner Hamburger Tageszeitung

Trauerfeier für „Vatti“ Hoffmann auf dem Friedhof Ohlsdorf. Am rechten Bildrand: Elsa Hoffmann (Kreis) begleitet von Franz Ahrens, ehemaliger Chefredakteur des KPD-Zentralorgans „Freies Volk“, 13. März 1959.



Presseoffizier in die Sophienterrasse. Nicht selten musste gestrichen werden, weil den Engländern missfiel, was wir geschrieben hatten. Der Chefredakteur (Erich Hoffmann, H. K. M.) trat bei diesen Gelegenheiten selbstbewusst auf. Bald wusste die Militärregierung, mit wem sie es zu tun hatte.“¹⁶

Mit großer Hingabe kümmerte sich „Vatti“ Hoffmann auch um die Anleitung der Volontäre, wie Günther Wilke berichtet:

„Mein Arbeitsplatz war am Stephansplatz in der City, wo die HVZ Räume für eine Lokalredaktion angemietet hatte....Einmal in der Woche mussten wir

wurde die *Volontärsausbildung* so ernst genommen wie in der HVZ.“¹⁷

Der „Schüler“ von Erich Hoffmann kann das gut beurteilen, denn er arbeitete nach dem Verbot der HVZ 1956 bei verschiedenen bürgerlichen Tageszeitungen in Hamburg und Umgebung. Günther Wilke, der heute stolze 88 Jahre zählt, gehörte auch zu den Trauergästen bei „Vatti“ Hoffmanns Beerdigung vor 60 Jahren.

Anfang 1950 beendete Hoffman seine Tätigkeit als Chefredakteur bei der HVZ und wurde zum zweiten Vorsitzenden der Landesorganisation Hamburg der KPD gewählt. Von 1951 bis 1953



Der Trauerzug mit der Urne auf dem Weg zur Grabstelle im Ehrenhain. Dritte Reihe: Franz Ahrens und Elsa Hoffmann, 13.3.1959. Foto: WBG-Archiv, Nachlass Hoffmann.

war er zum zweiten Mal Abgeordneter der Hamburger Bürgerschaft und Vorsitzender der KPD-Fraktion. Nach dem KPD-Verbot im August 1956 gehörte Erich Hoffmann wieder zu den Verfolgten. Er ließ sich aber trotz seiner angeschlagenen Gesundheit nicht entmutigen,

setzte seine Tätigkeit in der nun illegalen Partei fort und nutzte auch die legalen Möglichkeiten, um für seine politischen Vorstellungen einzutreten. So kandidierte er zur Wahl der Bezirksausschüsse, heute: Bezirksversammlungen, im Bezirk Altona für die Unabhängige Wählergemeinschaft am 10. November 1957. Einen Tag zuvor hatte er einen Herzinfarkt erlitten und musste anschließend drei Monate lang im Krankenhaus verbringen.¹⁸ Er wurde danach nie wieder richtig gesund und starb am 14. Februar 1959.

Die schweren psychischen und physischen Verletzungen, über die „Vatti“ Hoffmann nie schrieb oder öffentlich sprach, hatten ihn zu einem kranken Menschen gemacht. Sie führten schließlich zu seinem frühen Tod. Willi Bredel, sein enger Freund und Kollege aus der HVZ-Redaktion vor 1933 hielt die Trauerrede.¹⁹ „Vatti Hoffmann“ blieb unmittelbar über seinen Tod hinaus wirksam. Die überraschend große Beteiligung an der Trauerfeier drückte die hohe Wertschätzung für seine Person aus, zugleich war sie ein stiller, aber deutlich sichtbarer Protest gegen die erneute Verfolgung von Widerstandskämpfern und Kommunisten während des Kalten Krieges.²⁰

Hans-Kai Möller

- 1 Ursel Hochmuth: Niemand und nichts wird vergessen, Biogramme und Briefe Hamburger Widerstandskämpfer 1933-1945, Eine Ehrenhain-Dokumentation in Text und Bild, Hamburg 2005, S. 71 und S. 176.
- 2 Spurensuche. Aus dem Leben von zehn Hamburger Antifaschisten. Bericht der Projektgruppe des Carl-von-Ossietzky-Gymnasiums, o. O., o. J. (Hamburg 1989), S. 42.
- 3 Ebenda.
- 4 Ebenda.
- 5 Spurensuche, Seiten 42-44.

- 6 Vor 25 Jahren, 2000 kamen zu Vatti Hoffmanns Beisetzung, in: Unsere Zeit (UZ) – Zeitung der DKP, 15.2.1984 und Hochmuth, S. 69.
- 7 Hochmuth, S. 69.
- 8 Spurensuche, S. 47.
- 9 Ebenda.
- 10 Spurensuche, S. 49.
- 11 Spurensuche, S. 50.
- 12 Hermann Weber/Andreas Herbst: Deutsche Kommunisten, Biographisches Handbuch 1918-1945, Berlin 2004, S. 324 und Spurensuche, S. 50.
- 13 Spurensuche, S. 50.
- 14 Dokumente des Widerstandes, Ein Beitrag zum Verständnis des illegalen Kampfes gegen die Nazidiktatur, Eine Artikelserie aus der „Hamburger Volkszeitung“ Juli bis Oktober 1947, Stade o. J. (1947), S. 88-90.
- 15 Hochmuth, S. 70.
- 16 WBG-Archiv, Günther Wilke: Erinnerungen eines ehemaligen HVZ-Redakteurs an Chefredakteur „Vatti“ Hoffmann, November 2018, Manuskript, 2 Bl.
- 17 Ebenda.
- 18 Hochmuth, S. 70/71.
- 19 Akademie der Künste, Willi-Bredel-Archiv, Signatur: 1034: „Wir müssen Abschied nehmen...“, Zum Tod von Erich Hoffmann, Redakteur der Hamburger Volkszeitung, 3 Bl.
- 20 Hochmuth, S. 176 und S. 178.

Willi Bredel - zurück am Ebro

„Bei Cardo und Tibisa verteidigte die elfte Internationale Brigade den Ebro. Drei Versuche italienischer und falangistischer Truppen ihn zu überqueren, vereitelten sie. Darauf gab der Feind seine Versuche auf und verschanzte sich in den Bergen am rechten Ufer und in Mora de Ebro. Auch im Süden stabilisierte sich die neue Front. Francos Hilfsvölker hatten zwar das Meer erreicht und das republikanische Spanien von Katalonien getrennt, aber weder Castellon noch Tarragona, noch auch nur die Trümmer Tortosas erobern können. Die Republik hatte eine Niederlage erlitten, aber sie war unbesiegt.“¹

Vom 17. bis 18. November 2018 fand in Fatarella/Katalonien eine Internationale Gedenkveranstaltung zum 80. Jahrestag der Ebro-Schlacht statt. Wir folgten der Einladung.

Am Freitag, den 16. November 2018, von Barcelona kommend, stiegen wir in dem von Willi Bredel erwähnten Ort „Mora de Ebro“ aus dem Zug und wurden von Vertretern des KFSR (Freunde und Kämpfer der Spanischen Republik 1936-1939) und von katalanischen Freunden herzlich begrüßt. Mit dem Auto ging es weiter bis in den Bergort Fatarella, wo sich am gleichen Abend alle angereisten Gäste trafen.

Es waren Vertreter von Organisationen aus Dänemark (Friends of the International Brigades, Spain 1936-1939, Danmark), der Russischen Föderation (Assoziacija pamyati sovyetskikh voynov – dobrovolzev v Ispanii 1936-1939), den USA (FFALB - Friends & Family of the Abraham Lincoln Brigade), den Niederlanden (Asociacion holandesa de brigadistas, Stichting Spanje 1936-1939), aus Schottland (IBMT – The International Brigade Memorial Trust) sowie die deutschen Vereine KFSR, Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt, der Berliner Freundeskreis „Ernst-Thälmann-Gedenkstätte“, die Gedenkstätte Ernst-Thälmann Hamburg und AKuBiZ. Unter ihnen Witwen, Töchter, Söhne, Schwiegertöchter und –söhne, Nichten und Enkelkinder von Spanienkämpfern.

Zu dieser internationalen Veranstaltung hatten der Bürgermeister von Fatarella, die „Assoziation Lo Riu“ und der KFSR eingeladen.



Terra Alta, neues Denkmal im Ehrenhain für die Internationalen Brigaden, November 2018. Foto: Cilly Keller.



Terra Alta, Ehrenhain, Gedenktafel für Erich „Vatti“ Hoffmann, November 2018. Foto: Cilly Keller.

Bereits seit zehn Jahren existiert die Zusammenarbeit zwischen der Stadt Fatarella und dem KFSR, die sich u. a. in der Einweihung eines Ehrenhaines in der Terra Alta, auf den Höhenzügen des Les Valencians ausdrückt. In diesen zehn Jahren wurden im Rahmen von Bildungsreisen von Jugendgruppen, Gewerkschaftsfunktionären und Besuchern aus dem In- und Ausland bisher ca. 50 Ehrentafeln für Kämpfer der Interbrigaden an den Piniestämmen des Haines angebracht.

Am Samstagmorgen führen wir zu diesem Ehrenhain, weit in die Berge, vorbei an Terrassen mit Mandel- und Olivenbäumen. Deutlich sichtbar sind heute noch die Spuren der Kämpfe – man kann noch die Senken sehen, die vor 80 Jahren Bombenkrater waren.

Im Ehrenhain wurde ein neues Denkmal für die Internationalen Briga-

den eingeweiht sowie weitere 34 Gedenktafeln durch Angehörige und Freunde der Internationalen Brigaden angebracht. Sie erinnern an Spanienkämpfer verschiedener Nationen, so u. a. an den Politkommissar des Ernst-Thälmann-Bataillons, Willi Bredel, die Hamburger Spanienkämpfer Erich (Vatti) Hoffmann und Kurt von Appen sowie Wolf Hoffmann aus Österreich.

Mit der Erforschung des archäologischen und historischen Erbes der Ebro-Schlacht und der Gestaltung des Ehrenhains will sie die Erinnerung an die tapferen Verteidiger der spanischen Republik wachhalten.

Die zweite Ausstellung ist ein sehr informatives von der EU gefördertes Ausstellungszentrum „Die Internationalen am Ebro“, u. a. mit zahlreichen Fotos

**An der ehemaligen Verteidigungslinie „Línea Fortificada“, Denkmal für General Manuel Tagüeña Lacorte, November 2018.
Foto: Cilly Keller.**



Am Nachmittag folgten wir der Einladung des Bürgermeisters von Fatarella, Francesc Blanch, ins Rathaus. Dort trugen sich Vertreter aller anwesenden internationalen Organisationen in das Goldene Buch der Stadt ein.

Sehr interessant und aufschlussreich waren anschließend unsere Besuche zweier örtlicher Museen, die der Pflege des Andenkens an den Kampf der Interbrigaden am Ebro gewidmet sind. Erste Station waren die Ausstellungsräume der „Assoziation Lo Riu“, in denen Landkarten und Ausgrabungsgegenstände aus der Umgebung präsentiert werden. Lo Riu ist eine Vereinigung von Bürgern aus La Fatarella und der Umge-

sowjetischer Freiwilliger.

Um La Fatarella entstand zur Zeit der Vorbereitung der Ebro-Schlacht die mit Bunkeranlagen und Schützengraben-systemen stark befestigte Verteidigungslinie „Línea Fortificada“, inklusive dazugehöriger verdeckter Kommandostellen. Nach dem Spanienkrieg wurden diese Befestigungsanlagen von der Franco-Armee dem Erdboden gleichgemacht. Im Jahr 2005 machten sich engagierte Bürger aus La Fatarella ehrenamtlich an die Arbeit, um die Überreste dieser vorgenannten Verteidigungsanlagen freizu-legen und der Nachwelt zugänglich zu machen.

Zu eben diesen Anlagen fuhr der

Bus die Vertreter und Teilnehmer am Sonntag. Für General Manuel Tagüeña Lacorte wurde feierlich ein Denkmal mit einer Gedenktafel eingeweiht. Tagüeña war maßgeblich an einer der kühnsten Operationen des ganzen Krieges am

stellung mit Uniformen und Waffen wurden von Mitgliedern der Vereinigung „Lo Riu“ Episoden aus den letzten Kämpfen der Ebro-Schlacht auf dem umkämpften Hügel in Szene gesetzt. Hier verteidigte 1938 die XV. Internationale



„Linea Fortificada“, historisch getreue Nachstellung von Kämpfen der Ebro-Schlacht, November 2018. Foto: Mario Kloostra, Sohn eines niederländischen Spanienkämpfers.

Ebro beteiligt. Der Kommandant der Spanisch-Republichanischen Luftstreitkräfte berichtet davon in seinen Erinnerungen:

„Im Juli 1938 wurde unsere Lage äußerst schwierig ... Die großen Verluste unserer Truppen, die Trennung Kataloniens von der zentralen Zone und die erste Bedrohung, die sich über Valencia zusammenzog, erforderten gigantische Anstrengungen, wenn wir dem Vordringen der Faschisten standhalten wollten. ... Der Generalstab bereitete ein sehr kühnes Manöver vor, den Ebrostrom an zwei Abschnitten zu überwinden und in möglichst große Tiefen vorzustoßen. Mit dieser Aufgabe wurde die Ebroarmee unter dem Oberkommando des Genossen Modesto betraut. Den Flußübergang mußte am Südabschnitt das V. Korps unter der Führung Listers und im Norden das XV. unter Manuel Tagüeña bewältigen.“²

Mit einer historisch getreuen Nach-

Brigade (eine gemischte Formation von Interbrigadisten und spanischen Soldaten) den Rückzug der republikanischen Truppen über den Ebro. Von den Kameraden überlebte niemand, aber der Rückzug wurde gesichert und konnte gedeckt werden.

Am späten Nachmittag würdigten wir, gemeinsam mit den Akteuren, bei einem großen Bankett den Kampf der internationalen Kämpfer gegen den Faschismus. Der KFSR unterzeichnete einen Kooperationsvertrag mit der Assoziation „Lo Riu“ und überreichte Gastgeschenke - Erinnerungsmedaillen und eine von uns internationalen Teilnehmern unterzeichnete Interbrigadenfahne. Als Gastgeschenk der „Willi-Bredel-Gesellschaft“ erhielt „Lo Riu“ von uns u. a. die spanische Ausgabe des Buches von Willi Bredel „Begegnung am Ebro“, 2017 übersetzt von Antonio Barbado.

Die breite Darstellung des Kamp-

fes vor 80 Jahren mit der Beteiligung vieler Einwohner als Aktivisten der nachgestellten Kämpfe, öffnet dem allgemein Interessierten einen besonderen Zugang zum Spanischen Krieg von 1936

bis 1939. Das Gedenken nur „unter uns“ wurde dadurch aufgehoben und erfolgreich „Öffentlichkeit“ geschaffen.

Cilly Keller und Reinhardt Silbermann

-
- 1 Willi Bredel: Vom Ebro zur Wolga – Drei Begegnungen, Berlin 1956, S. 171.
 - 2 Ignacio Hidalgo de Cisneros: Kurswechsel, Frankfurt/Main 1976, S. 333.

Bilder und weitere Informationen:

<https://www.youtube.com/watch?v=BURwtEdP2mo&feature=youtu.be>

<http://loriuassociacio.blogspot.com/>

Buchrezensionen

Feuchtwanger, Stalingrad und Bredel

In jüngster Zeit sind zwei Veröffentlichungen erschienen, die sich mit zeitgeschichtlichen Ereignissen befassen, an denen Willi Bredel maßgeblich beteiligt war, so dass Ausschnitte seines Lebens und Werks zum Gegenstand in beiden Abhandlungen werden. Die Slawistin Anne Hartmann dokumentiert in ihrer Arbeit mit dem Titel „Ich kam, ich sah, ich werde schreiben“ Lion Feuchtwangers Moskauaufenthalt und seine Reisebeschreibung „Moskau 1937“. Der Publizist Jens Ebert rekonstruiert in seinem Buch mit dem Titel „Junge deutsche und sowjetische Soldaten in Stalingrad“ anhand ihrer Feldpostbriefe die Sicht dieser „verlorenen Generation“ und setzt sich mit dem Mythos „Stalingrad“ auseinander.

Anne Hartmanns Buch ist eine dokumentarische Spitzenleistung. Basierend auf einer mehrjährigen Forschungs-

tätigkeit, die sie einmal um die Welt in die Archive von Moskau bis Los Angeles führte, zeichnet die Autorin akribisch den gesamten Besuch, die bis 1934 reichende Vorgeschichte und die Nachwirkungen anhand von Dokumenten nach. Bredel, der in dieser Zeit selbst in Moskau lebte, stand in intensivem Kontakt zu Feuchtwanger, weil beide zusammen mit Bertolt Brecht von 1936 bis 1939 die in Moskau erscheinende Literaturzeitschrift „Das Wort“ herausgaben. Minutiös zeichnet Hartmann Bredels Beziehung zu Feuchtwanger vor und während ihrer gemeinsamen Herausgeberschaft anhand der oftmals schwer zugänglichen Unterlagen nach. Bredel, auf dem die Hauptlast der Herausgebertätigkeit lag, nicht zuletzt, weil Brecht in Dänemark und Feuchtwanger in Südfrankreich lebten, tauschte sich mit Feuchtwanger regelmäßig über die Zeitschrift aus. Hart-

manns Buch verdeutlicht, dass Feuchtwanger und Bredel sehr offen und wertschätzend zusammenarbeiteten, wohingegen das Verhältnis zu Brecht für Bredel schwierig war. Während Feuchtwangers Aufenthalt in Moskau nutzte Bredel die Möglichkeit zum regen



Bertolt Brecht und Lion Feuchtwanger (v.l.n.r.) im Exil in Santa Monica 1947. Foto: Bildarchiv Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Austausch mit ihm, was aus einem sowjetischen Geheimdienstbericht hervorgeht. Zum ersten Mal konnten sich immerhin zwei Drittel der Herausgeber zu gemeinsamen Redaktionssitzung treffen. Ansonsten sah Feuchtwanger seine Herausgeberschaft als „Schaufensterdekoration“ an, wie er in einem Brief an Bredel schrieb. Bemerkenswert auch, dass Bredel schon seit 1935 mit der Vorbereitung von Feuchtwangers Moskaureise beschäftigt war. Er war es auch, der die einzige deutschsprachige Reportage über Feuchtwangers Aufenthalt publiziertete, welche die Autorin im Dokumententeil

veröffentlicht.

Hartmanns außerordentliche Leistung besteht darin, die ungeheure Fülle an Material so stringent zu ordnen, dass eine gut lesbare Dokumentation entsteht, die für den an Exilliteratur Interessierten sehr aufschlussreich ist.

Eberts Buch ist deutlich schwächer, weil es ihm an Stringenz und politischer Orientierung mangelt. Das Konzept, Zeugnisse deutscher und sowjetischer Soldaten in einem Buch zusammenzustellen, birgt immer die Gefahr in sich, fernab jeder Realität eine Schicksalsgemeinschaft unter dem Motto „Vereint im Leiden“ zu konstruieren. Dadurch werden Ursache und Wirkung ignoriert, indem der Charakter des Zweiten Weltkriegs als ein deutscher Vernichtungskrieg gerade auch gegen die slawischen Nationalitäten verwischt wird. Umgekehrt werden die Verbrechen der Wehrmacht zugunsten des Leids des einfachen deutschen Soldaten relativiert. Indem Ebert dieses Konstruktionsdefizit nicht thematisiert, offenbart er mangelndes Problembewusstsein, zumal es hierzu eine umfangreiche Debatte gibt. Hier kann also nicht bloß eine Schwäche angenommen werden, sondern es ist ein Konzept zu unterstellen, den Aggressor zum Opfer umzudeuten. Es überrascht nicht weiter, wenn der Autor das Gleichsetzen von links und rechts aufgreift und behauptet, dass in der BRD und DDR die alten Wehrmachtseleiten umworben waren. Dass es sich in der DDR hauptsächlich um Angehörige des Nationalkomitees Freies Deutschland handelte, die in die Volkspolizei und NVA aufgenommen wurden, verschweigt Ebert ebenso wie den Umstand, dass Ende der 50er Jahre Wehrmachtsoffiziere aus der

NVA wieder ausschieden.

Eberts Dokumentenzusammenstellung, mit der dem Mythos „Stalingrad“ auf die Spur gekommen werden soll, überzeugt nicht. Rund hundert Seiten seines Buches machen Feldpostbriefe junger deutscher Soldaten aus, die in Stalingrad zum Einsatz kamen. Dazu kommen weitere dreißig Seiten mit Briefen sowjetischer Soldaten. Genau genom-

nach der Schlacht. Zunächst nahm Bredel als Frontpropagandist auf Seiten der Roten Armee an der Schlacht teil und verarbeitete danach seine Erlebnisse literarisch.

Bredel selbst hat sich mit dem Thema „Stalingrad“ sehr umfangreich beschäftigt. Neben der in Auszügen in Eberts Buch wiedergegebenen Novelle „Der Sonderführer“ handeln wesentliche



Sitz der Redaktion „Das Wort“. Moskau, Strastnoy-Boulevard. Foto: WBG-Archiv.

men sind diese Dokumente unergiebig und wirken nicht erkenntnisfördernd, da die Schreiber dem Adressaten lediglich einen schönen Schein präsentieren und wegen der Zensur Informationen, die einen tieferen Einblick in die Verhältnisse ermöglicht hätten, nicht erwähnt werden konnten. Auf den weiteren Seiten des Buches wird im Wesentlichen die literarische Verarbeitung anhand von Textauszügen aus Werken wie z. B. Plieviers Roman „Stalingrad“ dargestellt, wobei solche Texte ausgewählt werden, die Bezüge zu jungen Soldaten aufweisen. An dieser Stelle wird auch ein siebenseitiger Auszug aus Bredels Novelle „Der Sonderführer“ abgedruckt. In der Einleitung zu diesem Teil des Buches erläutert Ebert Bredels Arbeit während und

Teile des Romans „Die Enkel“ von der Zerschlagung der 6. Armee bei Stalingrad. Darüber hinaus finden sich in Bredels Nachlass eine Vielzahl weiterer Arbeiten (Flugblätter, Ansprachen etc.); sogar ein Filmmanuskript mit dem Titel „Es begann in Stalingrad“, das zwischen 1958 und 1960 entstand. Nun können in einem Buch von 350 Seiten nicht sämtliche Arbeiten Bredels zum Thema Stalingrad untergebracht werden, aber ein oder zwei hinweisende Zeilen wären doch aufschlussreich gewesen, da Bredel vermutlich im deutschsprachigen Raum der Autor ist, der sich mit dem Thema literarisch am intensivsten auseinandergesetzt hat.

Stattdessen irrlüchert ein gewisser Heinz G. Konsalik, ehemaliger Gestapo-

Spitzel und Autor unsäglichen Landser-Schunds, durch Eberts Buch. Soviel zu Eberts Talent, Literatur sinnvoll zusammenzustellen.

Zum Thema „Bredel“ beschränkt sich Ebert in seiner Darstellung auf zwei Aspekte, nämlich die Novelle „Der Sonderführer“ und auf ein gescheitertes Ro-

manprojekt. Bredel versuchte sich unmittelbar nach der Schlacht an einem Roman, der ihm misslungen sein soll und den er, angesichts des zeitgleich entstandenen Stalingrad-Romans von Theodor Plievier, der zumindest in Teilen schon veröffentlicht war, verbrannt haben soll. Die Information zu Bredels Autodafé geht auf Dr. Horst Rocholl zurück, der als Divisionsarzt der Wehrmacht die Kesselschlacht von Stalingrad überlebte, während seiner Kriegsgefangenschaft im Nationalkomitee Freies Deutschland Bredel kennenlernte und in der DDR losen Kontakt zu ihm hatte. Etwas merkwürdig daran ist, dass sich in Bredels Nachlass keinerlei Aufzeichnungen zu dem Romanfragment finden. Auch wenn

das Manuskript verlorengegangen sein sollte, so hätte sich z. B. ein Exposé für eine derart umfangreiche Arbeit erhalten müssen. Ebert macht es sich dann zur Aufgabe, Bredels Novelle mit dem Roman Plievers zu vergleichen. Das Ergebnis überrascht angesichts der grundsätzli-



Bredel (5.v.l.) in der Jablunjewaja-Schlucht bei Stalingrad während eines Fronteinsatzes, 21. Januar 1943. Foto: WBG-Archiv.

chen Haltung Eberts kaum. Die Bewertung läuft, zwar von Ebert nicht explizit genannt, aber doch immer spürbar, entlang der antikommunistischen Demarkationslinie, die den parteipolitisch ungebundenen Plievier auf die eine und das KPD-Mitglied Bredel auf die andere Seite stellt. Bredels literarisches Talent stehe weit unter dem von Plievier, seine Figurenzeichnung sei ungewollt zur Karikatur geraten, auch falle er auf seine eigene Propaganda herein, wenn er glaubte, seine Lautsprecherdurchsagen hätten irgendeinen politischen Einfluss auf deutsche Soldaten gehabt.

Dann muss sich Bredel noch eine Gleichsetzung mit Konsalik gefallen lassen, weil beide in Propagandaeinheiten

tätig waren und deshalb eine unkritische Haltung zum Stalingrad-Thema hätten. Eberts Schwachstellenanalyse gipfelt in dem Anwurf, Bredel hätte mit seiner Novelle an vielen Stellen Plievier plagiiert.

Nun mag Kritik am literarischen Schaffen Bredels sicher angebracht sein, doch sollte diese Kritik nicht eine Aneinanderreihung von Behauptungen, wie im Falle Eberts, sondern begründet und mit Beispielen versehen sein. Wie wenig einleuchtend Eberts Vergleich zwischen Bredel und Plievier ist, wird deutlich, wenn man sich mit Plievers Roman auseinandersetzt. Dann nämlich lassen sich Eberts Einschätzung zu Bredel mühelos auch auf Plievier übertragen. Auch dieser hat keinen Abstand zu seinem Thema, weil er permanent an seinem dokumentarischen Material klebt. Plievier hatte u. a. deutsche Soldaten und Offiziere unmittelbar nach der Schlacht interviewt. Plievers erzählerischer Horizont ist beschränkt, weil sein Roman selten mehr bietet als eine Abfolge von Bandwurmsätzen, die eine permanente Wiederholung von Artilleriegefechten, Massenfluchten deutscher Soldaten mit ineinander verkeilten Fahrzeugen, hohlwangigen Infanteristen, die Füße und Hände mit Lumpen bandagieren, zum Inhalt hat.

Plievers Figurenzeichnung ist wenig abwechslungsreich und beschränkt sich letztlich auf den Typus des geschundenen deutschen Soldaten, den nur auf seinen persönlichen Vorteil bedachten Offizier und den ehrlichen Wehrmachtangehörigen, dem das Gute im Menschen nicht abhanden gekommen ist. Politisch völlig abstrus gerät das Romanende, in dem Plievier einen deutschen Panzergeneral zusammen mit einem Mit-



Urkunde zu der Bredel verliehenen Stalingrad-Medaille, August 1943. Foto: WBG-Archiv.

glied einer Strafdivision in trauter Zweisamkeit in die Gefangenschaft ziehen lässt.

Die Fragwürdigkeit des Plievierschen Konzeptes zeigt sich daran, dass konservative Autoren wie Heinz Gerlach und Fritz Wöss in den 50er Jahren mühelos mit ihren Stalingrad-Romanen an Plievers Roman anknüpfen konnten. An dieser Stelle wäre der Vorwurf, plagiiert zu haben, sicher angebracht gewesen, was Ebert jedoch nicht tut. Wirkte auch hier die politische Demarkationslinie? Denn konzeptionell unterscheidet sich Bredels Novelle „Der Sonderführer“ von Plievier deutlich, da Bredel auf alle Anknüpfungspunkte für Konservative verzichtet.

Auch wenn nicht alles Gold ist was glänzt, so spielt Bredels Werk im wissenschaftlichen Diskurs noch eine erhebliche Rolle, was uns den Reichtum und die Vielseitigkeit seines Schaffens zeigt

und erwarten lässt, dass seine Arbeiten auch in Zukunft Gegenstand literaturwissenschaftlicher Debatten sein werden.

Herbert Schneider

Jens Eberts Buch mit dem Titel „Junge deutsche und sowjetische Soldaten in Stalingrad“ kostet 24,90 Euro, Anne Hartmanns Buch „'Ich kam, ich sah, ich werde schreiben', Lion Feuchtwanger in Moskau 1937“ kostet 39,00 Euro. Beide Bücher erschienen im Wallstein-Verlag.

Buchbesprechung DenkMal Friedhof Ohlsdorf

Das neue Buch „DenkMal Friedhof Ohlsdorf“, das von der Willi-Bredel-Gesellschaft herausgegeben worden ist, versammelt "33 Stätten der Erinnerung und Mahnung" auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Es knüpft an den Friedhofsführer von Herbert Diercks: „Friedhof Ohlsdorf. Auf den Spuren von Nazi-herrschaft und Widerstand.“ an, der 1992 ebenfalls von der Willi-Bredel-Gesellschaft herausgegeben wurde. Damals waren erstmals explizit die Grabstätten von Opfern der Nazi-herrschaft und des Widerstandes Thema eines Ohlsdorf-Buches.

Lesetipp

Hans Matthaer (Hrsg): DenkMal Friedhof Ohlsdorf, 33 Stätten der Erinnerung und Mahnung. Herausgegeben von der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V., VSA Verlag, Hamburg 2018, 160 S., zahlreiche sw. Abb., 12.80 Euro

Das neue Buch ist umfassender angelegt. Es zeigt die Hamburger Geschichte anhand der Erinnerungsmale und Grabanlagen auf, in denen die Opfer von Krieg und Revolution, Diktatur und Widerstand, aber auch von Epidemien und Naturkatastrophen bestattet sind, beziehungsweise an denen ihrer gedacht wird. Diese besonderen Orte spiegeln wie in einem Kaleidoskop wichtige historische Ereignisse und sind zum Teil die einzigen Punkte innerhalb der Stadt, an denen die Erinnerung sozusagen noch mit den Händen zu greifen ist.

Zeitlich reicht die "Ohlsdorfer Erinnerungsskala" von der Hamburger Franzosenzeit am Beginn des 19. Jahrhunderts mit ihren Befreiungskämpfen bis zur Flutkatastrophe von 1962. Wie wichtig es ist, dass sachlich über diese geschichtlich bedeutenden Anlagen informiert wird, zeigen immer wieder die Versuche von unterschiedlichen Seiten, diese Orte für die jeweils eigenen Ziele zu vereinnahmen und die Geschichte

einseitig zu interpretieren.

Insgesamt haben sechzehn verschiedene Autoren an diesem Buch gearbeitet. Als Historiker, Psychologen und/oder interessierte Laien stellt jede und jeder eine oder mehrere Grabanlagen oder Gedenkstätten vor. (Auch ich habe drei Kapitel verfasst.) Das vollständige Inhaltsverzeichnis ist auf der Verlagswebsite einzusehen. Alle Autoren haben akribisch genau geforscht und belegen ihre Aussagen mit Zitat- und Literaturangaben. So machen viele bisher unbekannte Informationen über die Bestatteten und die Zeitumstände dieses Buch zu einer wichtigen Geschichtsquelle und einer bedeutenden Ergänzung der bisher vorliegenden Werke über den Ohlsdorfer Friedhof. Dabei sind auch frühere und heutige Auseinandersetzungen um Gedenkrituale in die Texte eingeflossen und zeigen die Bedeutung dieser Orte für den politischen Diskurs und für eine Erinnerungskultur, die nicht in dumpfe Heldenverehrung abgeleitet. Zahlreiche bisher gar nicht oder nur selten veröffentlichte Fotos veranschaulichen dabei die Texte. Insgesamt ist dem Herausgeber Hans Matthaei zu danken, dass er die mühsame Arbeit auf sich genommen hat, die unterschiedlichen Autoren mit ihrem speziellen Fachwissen an dieser Stelle



Holger Tilicki, Petra Schmolinske, René Senenko, Barbara Leisner und Hans Matthaei (v.l.n.r.), einige der Autorinnen und Autoren anlässlich der Buchvorstellung beim Denkmal für die Revolutionsgefallenen auf dem Ohlsdorfer Friedensfest, 22.7.2018. Foto: Marion Fisch.

zusammenzubringen. Damit hat er dieses Buch erst möglich gemacht.

Barbara Leisner

Neuerscheinung

Die Strafanstalten in Fuhlsbüttel

Ende 2018 ist das 26. Hamburger Bauheft „Die Strafanstalten in Fuhlsbüttel“ im Schaff-Verlag erschie-

nen. Auf der Titelseite ist das imposante ehemalige Eingangsgebäude des Gefängnisses von 1879 am Suhrenkamp

abgebildet. In der NS-Zeit galt dieses Torhaus für viele Häftlinge als das „Tor zur Hölle“. Zahlreiche Protestaktionen konnten den Abriss verhindern und erreichen, dass hier 1987 die „Gedenkstätte Konzentrationslager und Strafanstalten Fuhlsbüttel 1933-1945“ eingerichtet wurde. Herbert Diercks skizziert die un-

konnten. Herausgearbeitet wird u. a. die soziale Lage der „Insassen“, die durch harte Arbeit „erzogen“ werden sollten. Sie mussten nicht nur die Gebäude weitgehend selbst errichten und in der Landwirtschaft arbeiten, sondern auch Auftragsarbeiten für Privatfirmen ausführen, wie das Drehen von Zigarren und die



Cover. Foto: Markus Dorf Müller Klier, 2018.

terschiedliche Nutzung der Gefängnisbauten des „Kola-Fu“ in dieser furchtbaren Zeit. Es diente nicht nur als Zuchthaus, sondern als KZ bzw. Polizeigegefängnis; 1944/45 war hier auch ein Außenlager des KZ-Neuengamme untergebracht.

Die Geschichte der heute nahezu verschwundenen Korrekptionsanstalt, einem fast vergessenen Vorläufer des Gefängnisses, wird erstmals von Hans-Kai Möller erzählt. Dieser Ableger des Barmbeker Werk- und Armenhauses wurde ab 1867 im noch ländlichen Fuhlsbüttel an der Alster errichtet. Hier hatte Hamburg weit außerhalb der eigentlichen Stadt in großem Stil Ländereien aufgekauft, die landwirtschaftlich und zum Torfabbau genutzt werden

Herstellung von Strohhalben für Glasbehälter.

Zur Korrekptionsanstalt gehörten neben den Wohn- und Schlafgebäuden für die „Zöglinge“ auch zahlreiche Wohnhäuser für die Aufseher, die überwiegend im Stil norddeutscher Landarbeiterhäuser am Maienberg, der Nesselstraße und dem kleinen Weg Am Weißenberge ab 1884 erbaut wurden. Nach der Novemberrevolution wurde das Konzept der Korrekptionsanstalten allmählich aufgegeben und die Ländereien nach und nach einer anderen Nutzung zugeführt. Im Jahr 1930 wurden schließlich fast alle Gebäude der Anstalt abgerissen. Die kleinen „Landarbeiterhäuschen“ blieben allerdings verschont und wurden weiter als Wohnungen für Ge-

fängnisbeamte genutzt. Im Sommer 2013 fielen diese vorher gezielt entmieteten und teilweise lange leerstehenden Gebäude dem Abrissbagger zum Opfer. Möller beschreibt auch die leider vergeblichen Bemühungen insbesondere der Bredel-Gesellschaft um den Erhalt dieser letzten steinernen Zeitzeugen der land-

überbelegt war, wurde 1901 mit dem Bau der Anstalt II an der Straße „Am Hasenberge“ begonnen. Den Mittelpunkt bildet der fünfflügelige Sternbau. Von der Zentralhalle können von kanzelartigen Beobachtungsplattformen aus alle Gefängnisstrakte überwacht werden. Wie schon bei dem jetzt Anstalt I genannten

**Aufseherhaus Maienweg
175/Ecke Nesselstraße,
die „Burg“ genannt,
März 2018. Foto: Jörg
Schilling.**



wirtschaftlichen Nutzung riesiger Flächen in der Nähe der damals noch nicht kanalisierten Alster. Lediglich das ehemalige „Wohnhaus des Vogtes und der Knechte“, das bereits 1868 errichtet wurde, ist noch in der Kleingartenanlage am Maienweg als historisches Relikt erhalten geblieben. Der Autor plädiert nachdrücklich für die Unterschutzstellung dieses Denkmals als ein fast vergessenes Stück Hamburger Sozialgeschichte.

In unmittelbarer Nähe der Korrekationsanstalt entstand ab 1876 das Fuhlsbüttler „Centralgefängnis“. Jörg Schilling schildert die Planungsphase sowie die Bau- und Nutzungsgeschichte bis in die Gegenwart. Weil das „Centralgefängnis“ am Suhrenkamp schon bald

„Centralgefängnis“ ziert auch hier ein burgähnliches Torhaus den Gefängniszugang. Ausführlich werden die das Gefängnis umgebenden Verwaltungs- und Wärterhäuser vorgestellt.

Historische Landkarten und die schönen Grundriss- und Ausführungszeichnungen des Hamburger Stadtbaumeisters Zimmermann illustrieren die faktenreichen und gut lesbaren Texte. Zahlreiche historische und aktuelle Fotos von Markus Dorfmueller, auch aus dem inneren Gefängnisbereich, lassen auf sechzig Seiten 150 Jahre Bau- und Nutzungsgeschichte lebendig werden.

Der letzte Abschnitt des Bauheftes befasst sich mit den seit Jahren diskutierten Plänen zur möglichen Aufgabe

des Gefängnisses und dessen Nachnutzung. Obwohl das ganze Ensemble der historischen Gefängnisbauten einschließlich der Dienstwohnungsgebäude aufgrund ihrer kulturhistorischen Bedeutung heute unter Denkmalschutz stehen, sind wichtige Bauten abgerissen worden; so im Jahr 1996 die 1906 erbauten fünf

„erhaltenswert“ eingestuft worden.

In den übrigen Wärterhäusern Am Hasenberge und am Suhrenkamp stehen seit Jahren 34 Wohnungen leer. Kurz nach dieser erneuten Zerstörung von historisch und architektonisch erhaltenswertem Wohnraum meldete sich Justizsenator Steffen öffentlich zu Wort: Da



Anstalt I und II, im Vordergrund die Nesselstraße, um 1929. Foto: Staatsarchiv Hamburg.

Wärterhäuser am Maienweg. Zwar wurden einige Häuser in der Nesselstraße von der SAGA aufwendig saniert, aber der ursprüngliche Charakter der Straße mit seiner einheitlichen Bebauung und den großen Gärten wurde weitgehend zerstört: Einerseits durch zwei weiße Wohnwürfel, die als Fremdkörper zwischen die sanierten Wärterhäuser platziert wurden und andererseits durch den Abriss von vier historischen Beamten-Wohnhäusern. Außerdem ließ die SAGA ebenfalls Anfang 2018 noch zwei Wärterhäuser am Maienweg abreißen, die sie vorher gezielt entmietet und Wind und Wetter überlassen hatte. Diese Gebäude standen zwar nicht unter Denkmalschutz, waren aber vom Denkmalschutzamt als

der Kreuzbau des alten „Centralgefängnisses“ angeblich nicht mehr benötigt werde, solle nun die SAGA innerhalb von zwei Jahren gemeinsam mit der Justizbehörde, dem Denkmalschutzamt und dem Landesbetrieb Immobilienmanagement und Grundvermögen (LIG) ein Konzept für die weitere Nutzung dieses Teils des JVA-Geländes und der nicht zum Abriss vorgesehenen historischen Bauten vorlegen. Auch die KZ-Gedenkstätte Neuengamme solle in die Überlegungen einbezogen werden. Was kann dabei herauskommen? Abriss von angeblich nicht mehr sanierungsfähigen Wärterhäusern, ein Hotel oder Wohnungen in ehemaligen Gefängniszellen und Neubauwürfel auf den freiwerdenden

Flächen zwischen der Gedenkstätte und dem Sicherheitsstreifen der Anstalt II? Wohnen in ehemaligen KZ-Gebäuden verbietet die historische Verantwortung! Einen sinnvollen Vorschlag hat Jörg Haspel in seinem Denkmalschutzgutachten 1983 gemacht: Die Einrichtung einer Dokumentationsstelle zur Geschichte des Hamburger Strafvollzuges. Die städtebaulich klügste Lösung wäre der Erhalt der leerstehenden Gefängnisgebäude der Anstalt I als Reserve für den Bedarf der sicherlich steigenden Zahl von Straffälligen in der von fast allen Parteien erseh-

Lesetipp

Das hamburger bauheft 26 „Die Strafanstalten in Fuhlsbüttel“ kann zum Preis von 9,00 € bei der Willi-Bredel-Gesellschaft, über die Website des Schaff-Verlags und im Buchhandel erworben werden. Auch antiquarische Ausgaben von „Die Prüfung“ sind im Bredel-Büro erhältlich.

die „Willi-Bredel-Gesellschaft – Forum für Geschichte und Kultur“ gegründet. Der Namensgeber Willi Bredel wurde



Letztes erhaltenes Wärterwohnhaus der Korrek-tionsanstalt, Maienweg 162a, Januar 2014. Foto: Hans-Kai Möller.

ten „wachsenden Stadt“!

Das Bauheft bildet eine fundierte Grundlage für diese aktuelle Diskussion. Die Autoren fordern eine denkmalgerechte Nachnutzung der historischen Gebäude einschließlich des Erhalts der Wärterhäuser „Am Hasenberge“, damit wenigstens dieser Teil des einmaligen Ensembles der Gefängnisarchitektur aus dem 19. Jahrhundert erhalten bleibt.

Übrigens: Am 15. März 1988 wurde in der gerade eröffneten Gedenkstätte

im Februar 1933 noch unter dem sozialdemokratischen Polizeisenators Adolph Schönfelder in Schutzhaft genommen und bis zu seiner Haftentlassung im März 1934 hier gequält. Nach seiner Flucht Pfingsten 1934 nach Prag schrieb er den dokumentarischen Roman „Die Prüfung“ über seine Erlebnisse im Kola-Fu, der innerhalb kurzer Zeit in siebzehn Sprachen übersetzt wurde.

Hans Matthaei

Das vergessene Lager Buchvorstellung im Infozentrum Zwangsarbeit

Es war einer von diesen herrlich warmen Tagen, die der Sommer des Jahres 2018 zu bieten hatte, als ungefähr 60 interessierte Menschen auf dem Gelände unserer Zwangsarbeiterbaracken eintrafen, um sich in den bis auf den letzten noch herangeschobenen Stuhl gefüllten Vortragsraum zu begeben.

Moderiert von Hans-Kai Möller

formationszentrum Zwangsarbeit“ in den historischen Baracken in Fuhlsbüttel. Friederike, die unsere Arbeit schon seit Jahrzehnten begleitet, war zu Gast und referierte anschließend detailliert über die Strukturen des NS-Zwangsarbeitersystems in Hamburg.

Besonders gefreut haben wir uns über den Besuch von Wolfgang Ko-



Autor Uwe Leps bei seinem Vortrag in der Zwangsarbeiterbaracke, in der ersten Reihe (v.l.n.r.) Hans-Kai Möller, Wolfgang Kopitzsch und Friederike Littmann, 28.6.2018. Foto: Gerd Krützfeld.

und eingerahmt von verschiedenen Vorträgen zum Thema stellte unser Mitglied Uwe Leps sein Buch „Das vergessene Lager“ vor.

Eingeleitet wurde die Veranstaltung von einem kurzen Filmbericht des NDR-Hamburg-Journals von 2007, in dem die Forschungen der Historikerin Dr. Friederike Littmann zur Zwangsarbeit in Hamburg vorgestellt werden. Ein Ergebnis ihrer Arbeit ist ein interaktiver Stadtplan, der – damals als DVD, heute im Internet – über die Hamburger Zwangsarbeiterlager informiert. Als Beispiel zeigte der Bericht auch unser „In-

pitzsch, ehemaliger Bezirksamtsleiter von Hamburg-Nord und ehemaliger Polizeipräsident. Er ist heute Bundesvorsitzender des „Arbeitskreises ehemaliger verfolgter und inhaftierter Sozialdemokraten“ (AvS). Aktuell engagiert er sich besonders in der „Initiative Gedenkort Stadthaus“. Sein Vortrag bezog sich auf das „Ausländerreferat“ der Gestapo, das die ausländischen Zwangsarbeiter überwachte, aber er berichtete auch einiges aus seiner persönlichen Biografie, aus der sich sein besonderes Engagement für das Gedenken an die Opfer des Faschismus begründet.

Uwe Leps beschrieb die Entstehungsgeschichte seines Buches und schilderte die Mühen der Bredel-Gesellschaft, den Abriss der Zwangsarbeiterbaracken zugunsten eines Lüfterbauwerks der Flughafen-S-Bahn zu verhindern. Weiter erinnerte er an die Besuche ehemaliger Zwangsarbeiter sowie die Erarbeitung unserer Ausstellungen.

Als jemand, der als Mitglied des Vorstandes viele der beschriebenen Entwicklungen und Aktivitäten miterlebt hat, bin ich von dem Buch sehr angetan. Insbesondere am Beispiel „Zwangsarbeiterbaracken“ lässt sich unsere Arbeit, sich die Geschichte unserer Stadtteile kritisch anzueignen und zu vermitteln,

sehr gut darstellen.

Am Ende der Veranstaltung wies Holger Schulze darauf hin, dass er der in Paris lebenden Térésa Stiland, der im Buch ein ganzes Kapitel gewidmet ist, Glückwünsche zu ihrem 93. Geburtstag schicken möchte. Er forderte die Anwesenden auf, die Glückwunschkarte zu unterschreiben.

An unserem Bücherstand wurden an diesem Abend gleich 24 Exemplare des neuen Buches verkauft. Es kann bei der Bredel-Gesellschaft bestellt werden oder ist direkt während unserer Bürozeiten am Ratsmühlendamm 24 zu erstehen.

Holger Tilicki

Buchrezension

Das vergessene Lager

1998 gelang es der Willi-Bredel-Gesellschaft, die letzten am authentischen Ort erhaltenen Zwangsarbeiterbaracken Hamburgs vor dem Abriss zu retten und einen Teil des Nachlasses der Firma Kowahl & Bruns zu sichern. Zeit, Geduld und viel ehrenamtliches Engagement waren notwendig, um die Recherchen zu erweitern und die Ausstellungen im Informationszentrum Zwangsarbeit zu gestalten.

Der pensionierte Geschichtslehrer Uwe Leps hat akribisch alle Dokumente, Unterlagen, Fotos und Quellen gesichtet und in einem Buch zusammengefasst. Ausgehend von der Zwangsarbeit in Deutschland wird die Geschichte des Barackenlagers am Wilhelm-Raabe-Weg 23 vorgestellt, von der Entstehung 1943 bis

zur Nutzung in der heutigen Zeit. Im Buch kommen auch ehemalige niederländische Zwangsarbeiter zu Wort, die über ihre Lebenssituation im Lager ausführlich berichten.

Uwe Leps macht deutlich, dass das ganze Geschäftsmodell der Firma Kowahl & Bruns auf Zwangsarbeit aufgebaut war. Das zeigte sich nicht nur durch die Firmenaktivitäten während des Krieges in Frankreich und Osteuropa, sondern auch durch den Einsatz von zur Arbeit gezwungenen polnisch-jüdischen Frauen aus dem KZ Sasel. Wegen Misshandlung einiger dieser Frauen wurde der Firmeninhaber Emil Bruns nach dem Krieg als Kriegsverbrecher verurteilt.

Auch die Nachkriegsgeschichte kommt nicht zu kurz. Dazu gehören so-



Verkauf des Buches zum Ende der Veranstaltung in unserem Informationszentrum Zwangsarbeit am 28.6.2018. Foto: Holger Tilicki.

wohl die Nutzung der Baracken nach 1945 als Behelfswohnungen, der Aufstieg des Firmengründers Emil Bruns zu einem der bedeutendsten Bauunternehmer Nachkriegsdeutschlands als auch der Aufbau des Informationszentrums Zwangsarbeit durch die Willi-Bredel-Gesellschaft bis zu seiner heutigen Form.

Der Autor versteht es, seinen Text

mit Dokumenten und Fotos anschaulich zu ergänzen. Man erhält Informationen über Zwangsarbeit und verfolgt gespannt und entsetzt den Aufstieg eines verurteilten Kriegsverbrechers und Kriegsgewinners nach dem Krieg. Trotz der genauen und ausführlichen Beschreibungen verbleibt der Wunsch, sich vor Ort die Ausstellungen anzuschauen.

Holger Schultze

Lesetipp

Uwe Leps: Das vergessene Lager, Zwangsarbeit im Schatten des Flughafens 1943 bis 1945, herausgegeben von der Willi-Bredel-Gesellschaft, ist zum Preis von 8,90 € bei der Bredel-Gesellschaft oder im Buchhandel unter der ISBN 978-3-00-059388-8 erhältlich.

„C`est la guerre, il n`y a pas d`école!“ Ein Leidensweg beginnt

Die 14-jährige Matla Rozenberg freut sich mit ihren Klassenkameraden darauf, das nächste Schuljahr zu beginnen. Aber am 1. September 1939 heulen die Sirenen in der polnischen Stadt Lodz, wie Matla es in ihren Memoiren beschreibt.¹ Der Hausmeister des Wohnhauses hält sie zurück, heute sei

ell, um der freien Stadt Danzig einen „Freundschaftsbesuch“ abzustatten, inoffiziell nimmt es vom 24. auf den 25. August auf hoher See Marineinfanteristen an Bord. Der Kapitän ist in die Angriffspläne bereits eingeweiht. Den Faschisten geht es um die „Erweiterung des Lebensraumes im Osten“.

**Dienstverpflichtete
polnische Arbeiter vor
dem Arbeitsamt in
Lodz, 1939. Quelle:
Arbeiter*innen, Oktober
1939. Foto: Sammlung
Hans-Kai Möller.**



keine Schule, sie möge umkehren, es sei Krieg!

Die deutschen Faschisten sind es, die den Zweiten Weltkrieg entfesseln: 55 Divisionen, 2500 Panzer und 2000 Flugzeuge brechen in Polen ein. Als Vorwand dient der fingierte Überfall auf den deutschen Sender Gleiwitz, der von SS-Angehörigen in polnischer Uniform ausgeführt wird.

Eine Woche vorher: Direkt an der polnischen Grenze läuft aus dem Hafen des Seebades Swinemünde das Schlachtschiff „Schleswig-Holstein“ aus. Offizi-

Während sich in Norddeutschland der 1. September zu einem schönen Spätsommertag mit Temperaturen um die 27 Grad entwickeln wird, beginnt um 4.45 Uhr der Angriff auf die „Westplatte“, eine Halbinsel vor Danzig. Gegen zehn Uhr morgens fällt dann im Reichstag in Berlin der berühmt-berüchtigte Satz: „Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen!“.

Am 8. September 1939 besetzt die deutsche Wehrmacht Lodz. Nun beginnt auch hier der Terror gegen die jüdische Bevölkerung: Die Bankkonten jüdischer



Ein Mann und eine Frau tragen den „Judenstern“ auf einer Straße in Lodz vor der Errichtung des Ghettos, ca. 1939/40. Foto aus Térésa Stiland: Dernier chemin vers la paradis, Paris 2017, S. 58.

Unternehmen werden gesperrt und der Bargeldbesitz für Juden auf 2.000 Zloty begrenzt.

Die Familie Rozenberg beschließt zu einem Zeitpunkt zurück nach Cze-



Um Geld zu verdienen, musste dieses Mädchen im Ghetto Lodz u. a. Zigaretten verkaufen. Ausstellung des Jüdischen Museums, Frankfurt o. D. Foto: übergeben 2011 durch Térésa Stiland.

stochowa (Tschenstochau) zu gehen, als dies noch ohne Genehmigung möglich ist. Am 8. Februar 1940 lässt Polizeipräsident Johannes Schäfer das Ghetto Lodz errichten. Matla bleibt in Lodz und muss erleben, wie das Ghetto Gelände am 30. April 1940 abgeriegelt und mit Stacheldraht umzäunt wird. Sie muss für ihre Existenz allein sorgen und versucht sich mit dem Verkauf von Postkarten, Briefmarken und Zigaretten durchzuschlagen. Wie ihr ergeht es vielen jüdischen Kindern und Jugendlichen, wie das Foto aus Lodz zeigt.

Mit der Liquidierung des Ghettos Lodz 1944 beginnt Matlas eigentlicher Leidensweg. Nur mit viel Glück überlebt sie die Deportation nach Auschwitz und kommt über das Zwischenlager „Des-sauer Ufer“ im Hamburger Hafen in das Frauen-KZ Sasel. Sie wird zu körperlich schwerer Zwangsarbeit eingesetzt und muss, mit geringen Essensrationen abge-speist, Trümmer beseitigen und Beton-platten fertigen. Mit der Hilfe ihrer „La-gerschwestern“ schafft sie es, sich zu behaupten und überlebt so auch die Höl-le von Bergen-Belsen. In dieses KZ wurden die fünf Lagerschwester, die

sich vom Ghetto Lodz her kannten und vertrauten, wie alle anderen weiblichen Häftlinge aus dem KZ Sasel „überführt“.

Matla Rozenberg geht zurück nach

bei dem sie mit ihrer Tochter Yolande Bismuth die Dauerausstellung „Matla Rozenberg. Leidensweg und Behauptung“ im zweiten Segment der Zwangs-



**Ihre „Lagerschwestern“
(v. l. n. r.) Dorka Zajonc,
Fela Moszkowicz, Esta
Moszkowicz, Edzia Licht
nach der Befreiung Mai
1945 in Bergen-Belsen.
Foto: Matla Rozenberg.**

Polen und muss dort erfahren, dass bis auf einen Onkel ihre Familie in Treblinka ermordet worden ist. Sie lässt ihren Namen in Térésa Matuszewska ändern, zieht zu ihrem Onkel nach Paris und heißt nach ihrer Heirat mit einem Holocaust-Überlebenden Térésa Stiland. Unermüdlich kommt sie für Zeitzeugengespräche nach Hamburg und vermittelt Jugendlichen, was sie damals erlebte. Im Rahmen eines Besuches im April 2011,

arbeiterbaracken im Wilhelm-Raabe-Weg 23 eröffnet, spricht sie auch vor zwei Schulklassen in Hamburg-Fuhlsbüttel.

Ihre Stimme gegen Faschismus und Krieg ist in der heutigen Zeit frecher Leugnung bzw. Relativierung der Nazi-Verbrechen wichtiger denn je. Merci, Térésa!

Holger Schultze

1 Térésa Stiland: Dernier chemin vers la paradis. Éditions Le Manuscrit, Paris, 2017.

Ausstellungseröffnung „Nachkriegsnutzung der Zwangsarbeiterunterkünfte“

Am 14. Oktober 2018 um 15 Uhr folgten zahlreiche Interessierte unserer Einladung zur Ausstellungseröffnung in der Zwangsarbeiterbaracke am Wilhelm-Rabe-Weg. Das neue Ausstellungssegment widmet sich der Nachkriegsnutzung der Zwangsarbeiterunterkünfte und der Wohnsituation im Nachkriegs-Hamburg.

zeigt.

Hans Matthaei begrüßte zum Podiumsgespräch zwei Zeitzeuginnen. Zuerst schilderte Margret Meier sehr anschaulich, gewürzt mit einer Prise Humor, wie sie als Kind die Wohn- und Lebenssituation in Fuhlsbüttel direkt nach dem Krieg erlebte. In ihrem Zuhause lebten statt vier plötzlich dreizehn Personen.



Renate Schondorf berichtet von ihrer Kindheit in der Nachkriegszeit. Im Hintergrund ein Teil unserer Ausstellung. Foto: Gudrun Schulz-Struck.

Es wird die beengte Wohnsituation in der Nachkriegszeit mit zeitgenössischen Exponaten erlebbar gemacht. Viele ältere Besucher entdeckten begeistert Details aus ihrer Kindheit und Jugend wie den Kohleherd, das Küchenbüffet oder die fußbetriebene Nähmaschine. Einige monierten, dass die Frau in der Wohnküche keine Schürze trägt.

Zur Einstimmung auf das Thema wurden zwei kurze Filme mit Originalaufnahmen von Hamburg aus dem Jahr 1946 und Interviews mit Zeitzeugen ge-

Dort, wo die Verwaltung ausreichend Platz feststellte, wurden Menschen ohne Obdach in Häusern oder Wohnungen zwangsweise untergebracht. Durchschnittlich standen zu diesem Zeitpunkt pro Person 4 m² Wohnraum zur Verfügung, heute sind es 46,5 m². Um die Wohnungsnot nicht weiter eskalieren zu lassen, erließ Hamburg am 1. April 1946 ein Gesetz zur Begrenzung des Zustroms.

Anschließend erzählte Renate Schondorf von ihrer Kindheit während

der 50er-Jahre in der Zwangsarbeiterbaracke, wo ihre Eltern direkt neben der Wohnung der Großeltern ebenfalls eine Unterkunft erhalten hatten. Sie erinnerte sich an eine unbeschwertere Kindheit mit vielen Möglichkeiten, mit anderen Kindern die Umgebung zu entdecken. Die Wohnung empfand sie als gemütlich; lediglich an die WCs in der Abortbaracke und den nächtlichen Weg dorthin erinnerte sie sich mit Schaudern. Die Geschichte der Baracken war ihr zu der Zeit unbekannt.

Zum Abschluss gab Heike Sudmann, Fachsprecherin für Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr der Frak-

tion DIE LINKE, einen sehr interessanten und fachlich fundierten Überblick über die Probleme der Hamburger Wohnungsbaupolitik, woraus sich eine angelegte Diskussion zwischen allen Beteiligten entwickelte. Einig waren sich alle, dass die heutige Wohnraumknappheit nicht mit der Nachkriegssituation zu vergleichen ist. Daher sind die damaligen Maßnahmen keine passende Lösung für heute. Wichtig ist, dass Hamburg endlich beginnt, Bauland nicht mehr an Investoren, sondern an Genossenschaften oder öffentliche Wohnungsverwaltungen zu vergeben.

Gudrun Schulze-Struck

Gedanken zu Ludwig Baumanns Tod (1921–2018)

Es liegt neun Jahre zurück, dass die Willi-Bredel-Gesellschaft am Soldatenfriedhof Ohlsdorf eine Aktion durchführte, um an die dort beigesetzten Wehrmachtsdeserteure zu erinnern. Die Jugendmannschaft der Freiwilligen Feuerwehr Fuhsbüttel hievte gemeinsam mit dem engagierten Baumpfleger Hajo Busch eine Platte mit den aufgedruckten Namen der Opfer am vier Meter hohen Heldentempel empor, der Künstler Uwe Schmidt verlas die 68 Namen. Elke Olson, die Tochter eines der dort bestatteten Deserteure, sprach über ihren Vater. Und dann trat Ludwig Baumann ans Mikrofon. Ich weiß nicht, wer ihn eingeladen hatte. Er war einfach da und erzählte seine Geschichte. Das, was Ludwig Baumann mitzuteilen hatte, war so zwin-

gend, dass noch am gleichen Abend bei einer Diskussion auf der Terrasse des Grünen Saals in Ohlsdorf die Frage aufkam, ob wir uns in Hamburg für ein Deserteursdenkmal einsetzen wollten, eine Stätte also, wo an die vielen Opfer der blutigen Wehrmachtsjustiz erinnert werden könnte. Beim „Bündnis für ein Hamburger Deserteursdenkmal“, das sich nach dem Abend in Ohlsdorf bildete, war Ludwig Baumann und seine "Bundesvereinigung der Opfer der NS-Militärjustiz" von Beginn an dabei. Ludwig wurde 1921 in Hamburg geboren. An einem Deserteursdenkmal in seinem Geburtsort mitwirken, darin sah er eine Herausforderung. Das hat er immer wieder betont. Er wusste natürlich, dass das eines seiner letzten großen Vorhaben

sein würde - nach allem, was er für die Rehabilitierung der Deserteure und Kriegsverräter erreicht hatte.

Und so begleitete er die Entstehung eines Deserteursdenkmals in Hamburgs Innenstadt von der Idee bis zur Übergabe von Volker Langs Dreikant am Stephansplatz. Ludwig Baumann war selbstredend nicht der alleinige Akteur. Aber ohne ihn wäre der Weg weitaus

so verschiedenen Denkmälern keineswegs nur zur Auseinandersetzung ermuntert, sondern dass sie wegen ihrer Aneinanderreihung zugleich eine Beliebbarkeit darstellen, die jedem Besucher seine Interpretation zur freien Auswahl lässt.

Genau darin liegt das Problematische der heutigen Konstellation vor Ort. So kam es, dass am Volkstrauertag 2018



Als die Bundeswehr noch Nazigeneräle und Kriegshelden ehrte: Ludwig Baumann beim Volkstrauertag 1988 in Schwanewede bei Bremen. Foto: Archiv Baumann.

schwieriger geworden. Auch die Kulturbehörde, die den Ideenwettbewerb für den Gedenkort ausgelobt hatte, und der Leiter der Gedenkstätte Neuengamme, Detlef Garbe, ließen immer wieder verlauten: Ludwig Baumann muss die Einweihung des Gedenkortes noch selbst erleben!

Ludwigs Vorschläge in der Jury, welche über die eingereichten Entwürfe zu befinden hatte, blieben nicht ungehört. Die beiden Spruchwände, mit denen die Passanten zwischen Stephansplatz und Dammtorbahnhof begrüßt werden sollen, hatte er zur Bedingung gemacht, weil abzusehen war, dass eine Parkanlage auf kleinem Raum mit drei

die „Landsmannschaft Mecklenburg-Vorpommern“ einen Kranz im Bereich des Kriegsklotzes abstellte. Diese Gefahr haben Ludwig Baumann und das „Bündnis für ein Deserteursdenkmal“ vorausgesehen.

Das Bündnis hatte seit seiner Gründung immer wieder vorgeschlagen, den Kriegsklotz im Sinne des Andenkens an die hingerichteten Wehrmachtsdeserteure umzugestalten. Entwürfe, die genau dies bezweckten, waren eingereicht worden, fanden aber nicht die Zustimmung der Jury. Deshalb wollte Ludwig mit seinen beiden Spruchwänden alle drei Denkmäler in einen gemeinsamen Zusammenhang stellen. Sie sollten die

erinnerungspolitische Klammer der gesamten Anlage sein. Doch seit ihrer Aufstellung erfüllen sie diese Aufgabe nicht, weil die Gravuren auf beiden Wänden kaum lesbar sind. Beide Wände erinnern eher an funktionslose Dominosteine. Der

ner von Kriegen befreiten und humanen Welt. Ihr werdet euch erinnern: Keine seiner Reden endete ohne den Satz: „*Wir in diesem reichen Land und mit unserer Geschichte sind aufgerufen zu gewaltfreiem Handeln, uns einzusetzen für Ge-*

Die Inschriften auf beiden Wänden sind identisch, sie lauten: „Der Zweite Weltkrieg war ein Angriffs- und Vernichtungskrieg, ein vom nationalsozialistischen Deutschland verschuldetes Verbrechen / Deutscher Bundestag, Beschluss vom 15. Mai 1997“. Foto: René Senenko.



Künstler Volker Lang hat Ende 2018 angekündigt, die Texte in absehbarer Zeit lesbarer zu machen.

Ludwig Baumann ging es bei all seinem Tun keineswegs nur um die Würde derer, die wegen Fahnenflucht jahrzehntelang geächtet waren. Es ging ihm immer um mehr. Er vertrat die Vision ei-

rechtigkeit, für das Leben und für den Frieden“. Diese, seine oft gehörten Worte, klingen wieder und wieder nach, wenn wir an Ludwig denken. Sie werden uns weiter beschäftigen, solange die Verhältnisse danach sind.

René Senenko

Nachruf auf Prof. Dr. Rolf Richter

Am 19. Oktober 2018 verstarb unser Mitglied Rolf Richter aus Rostock nach langer schwerer Krankheit. Mit seinem Tod ist einer der wichtigsten Kenner des Lebens und Werkes von Willi Bredel von uns gegangen.

Nach Abschluss seines Studiums der Slawistik war Rolf Richter einige

Jahre für den Kulturbund der DDR tätig, bis er ab 1973 an der Universität Rostock im Fachbereich Germanistik lehrte. Seit den frühen achtziger Jahren beschäftigte er sich mit dem Leben und Werk Bredels. Schwerpunkt seiner Forschungstätigkeit waren die Aktivitäten Bredels in Mecklenburg-Vorpommern in

der Zeit von 1945 bis 1949, als Bredel in Rostock als Politinstrukteur und in Schwerin als Landesleiter des Kulturbunds tätig war. Mit seinem tiefen Wissen hat er die Willi-Bredel-Gesellschaft auf vielfältige Weise unterstützt. Er verfasste 1998 die von der Bredel-Gesellschaft veröffentlichte und bis heute

burg. Erinnert sei zum Beispiel an die Präsentation seiner Bredel-Biografie im Literaturhaus an der Alster vor 20 Jahren. Mit dem Einsetzen seiner Krankheit musste er kürzer treten. Er begleitete fortan unsere Arbeit aus der Distanz, was in regelmäßigen Zuschriften zu unserem Rundbrief ihren Niederschlag fand.



Prof. Dr. Rolf Richter (rechts) zusammen mit Hans-Kai Möller während einer Veranstaltung zum 100. Geburtstag von Willi Bredel im Grünen Saal in Ohlsdorf, 11.05. 2001. Foto: WBG-Archiv.

gültige Biographie „Willi Bredel. Ein deutscher Weg im 20. Jahrhundert“. Insgesamt veröffentlichte Rolf Richter 25 Arbeiten über Bredel, mehrere davon im Rundbrief der Willi-Bredel-Gesellschaft. Wiederholt war er als Referent auf Veranstaltung unserer Gesellschaft in Ham-

Wir haben Rolf Richter als einen sehr sympathischen und aufgeschlossenen Menschen kennengelernt, der sein großes Fachwissen gern teilte und dessen ausgewogenes Urteil einen unverstellten Blick auf Willi Bredel förderte.

Herbert Schneider

Leserreaktionen

Bereits kurz nach dem Erscheinen des Rundbriefes trafen im Juni 2018 eine ganze Reihe positiver Reaktionen ein. **Holger Schultze**, Mitglied des Vorstands der Bredel-Gesellschaft, schrieb uns unter dem Motto „Chapeau und Danke an die Redaktion“: „*Ich habe den neuen Rundbrief nicht nur gelesen, sondern auch genossen. Die Artikel über die Novemberrevolution und alles, was Bredel und Schulmeister betrifft: allererste Güte.*“

Ingrid Becker von der Ruth-Werner-Gesellschaft aus Carwitz bedankte sich besonders für den würdigenden Nachruf auf den ehemaligen Vizepräsidenten des Kulturbunds der DDR und engagierten Unterstützer des Rundbriefs, Professor Karl-Heinz Schulmeister.

Rolf Beetz aus Berlin äußerte große Freude über das neue Heft und **Irmgard Krause** aus Berlin äußerte sich erfreut über den wieder einmal interessanten Inhalt.

Aus Madrid erhielten wir eine Zuschrift des österreichischen Schriftstellers **Georg Pichler**, der den Rundbrief „mit großem Interesse gelesen“ hatte und, sollte sich in Sachen Willi Bredel in Spanien etwas tun, es uns wissen lassen werde.

Cilly Keller schrieb uns im August 2018, dass sie die Artikel über die Übersetzung von Bredels Roman „Begegnung am Ebro“ ins Spanische durch Antonio Barbado - einem Arbeiter, der viele Jahre als Arbeitsmigrant in Deutschland lebte - besonders interessant fand. Sie merkte kritisch an, dass die große Leistung des Übersetzers in Erich Hackls Artikel nicht ausreichend gewürdigt sei und stattdessen eine unverhältnismäßig starke Kritik formuliert wurde.

Jürgen Heuer, der unseren Rundbrief anlässlich eines Besuchs der Ausstellung über die Novemberrevolution im Museum für Hamburgische Geschichte erworben hatte, lobte den Artikel von Elias Glaesner über die „Mediziner-Straßen“ am Ochsenzoll, deren Namensgeber allesamt Verbrechen gegen die Menschlichkeit während des Faschismus begangen hatten. Heuer wies in seinem Schreiben auf einen anderen braunen Fleck hin. Der Hamburger Land- und Golf-Club Hittfeld e.V. benennt immer noch ein Golfturnier nach Wilhelm Amsinck Burchard-Motz. Der nationalliberale Rechtsanwalt und Politiker trat 1933 der NSDAP bei, war bis 1934 zweiter Bürgermeister und aktiv an der Gleichschaltung des Golfsports beteiligt.

Eine Zuschrift berührte uns ganz besonders. Wenige Wochen vor seinem Tod schrieb uns **Dr. Rolf Richter** aus Rostock, dass man zu dem Rundbrief 2018 wieder einmal nur gratulieren könne, Worte, die für uns ein Vermächtnis sein werden.

Zusammengestellt von Herbert Schneider

Aufnahmeantrag

Ich will Mitglied der Willi-Bredel-Gesellschaft – Geschichtswerkstatt e.V. werden.

Ich zahle ab einen Jahresbeitrag von €

Name

Vorname

Straße und Hausnummer

Postleitzahl

Ort

Geburtsdatum

Telefon

eMail

SEPA-Lastschriftmandat Gläubiger-Identifikationsnummer DE79ZZZ00001200668.

Ich ermächtige die Willi-Bredel-Gesellschaft Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die von der Willi-Bredel-Gesellschaft auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrages verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Kurzbezeichnung der Bank

BIC

SEPA

Datum

Unterschrift



Impressum

ISSN 2192-9599

Herausgeber

Willi-Bredel-Gesellschaft
Geschichtswerkstatt e.V.
Ratsmühlendamm 24
22335 Hamburg
Tel (040) 59 11 07

eMail

willi-bredel-gesellschaft@t-online.de

web www.bredelgesellschaft.de

Öffnungszeiten Di. 15–18 Uhr und nach
Vereinbarung

Bank Hamburger Sparkasse

IBAN DE49 2005 0550 1057 2101 04

BIC HASPDEHHXXX

Verantwortlicher Redakteur Holger Tilicki,
Ratsmühlendamm 24, 22335 Hamburg

Redaktion Hans Matthaei, Hans-Kai Möller,
Holger Tilicki, Herbert Schneider

Koordination Holger Tilicki

Layout Michele

Druck A. S. Müller Sofortdruck GmbH,
Papenreye 17, 22453 Hamburg

Auflage 1 200

Gefördert von der Freien und Hansestadt
Hamburg, Bezirksamt Hamburg-Nord

Artikel von Gastautoren spiegeln nicht in
jedem Fall die Meinung der Redaktion wider.

DAUERAUSSTELLUNGEN

in den Zwangsarbeiterbaracken am Flughafen

Zwangsarbeit

in Hamburg 1943–1945

Die Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V. hat die letzten weitgehend im Originalzustand erhaltenen Zwangsarbeiterbaracken Hamburgs vor dem Abriss gerettet und dort fünf anschauliche Dauerausstellungen über Zwangsarbeit eingerichtet.



Firmengeschichte Kowahl & Bruns



Arbeits- und Lebensbedingungen
der niederländischen Zwangsarbeiter



Emil Bruns – Kriegsverbrecher und Kriegsgewinnler



Leidensweg und Behauptung Matla Rozenberg



Notunterkunft in der Nachkriegszeit

Öffnungszeiten 2019:

Jeder erste Sonntag im Monat, 14–17 Uhr,
Fuhlsbüttel, Wilhelm-Raabe-Weg 23,
Nähe Flughafen

- 6. Januar
- 3. Februar
- 3. März
- 7. April
- 5. Mai
- 2. Juni
- 7. Juli
- 4. August
- 1. September
- 6. Oktober
- 3. November
- 1. Dezember

Sonderöffnungen:

Tag des offenen Denkmals:
8. September

Tag der Geschichtswerkstätten:
29. September

Informationszentrum Zwangsarbeit in Hamburg
Zwangsarbeiterlager Wilhelm-Raabe-Weg 23

Willi-Bredel-Gesellschaft - Geschichtswerkstatt e. V.
Ratsmühlendamm 24
22335 Hamburg
Tel. 040 / 59 11 07
www.bredelgesellschaft.de

